

HANS HYAN

Galgenvögel



Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Galgenvögel

Geschichten

von

Hans Hyan

Nach der Erstausgabe

Berlin 1924

Dr. Eysler & Co. A.-G.

Inhalt

Der blasse Albert
Floras Freund
Masken
Weiße Nelke
Danse macabre
Variété
Der Gruß
Schatzgräber
Ein Stückchen schwarze Hornschale
Im Möbelwagen
Der Feldräuber
Wandlung
Rara avis
Die Zeugin
Diamantenheinrich
Thoughts
Man soll sich nicht verlieben

Galgenvögel

Geschichten

von

Hans Hyan

Berlin 1924

Dr. Eysler & Co. A. = G.

Der blasse Albert

An einem nebligen Wintermorgen sprang gerade unter dem Stadtbahnbogen des Bahnhofs Friedrichstraße ein junger Mensch vom Omnibus herunter, wobei er ausglitt und hinfiel.

Er erhob sich so schnell als möglich dicht vor einem Droschkenpferde, das der Kutscher nur mit Mühe parierte, und sprang aufs Trottoir. Dann ging er brummend in die stillere Georgenstraße hinüber, wo er sich den Schmutz von seinem langen, grünen Paletot klopfte.

Viel zu auffällig war die Pelle!^[1] Aber was will man machen, in Plötzensee ist die Auswahl nicht groß ...

Der junge Mensch griff in die rechte Seitentasche und zählte mit den Fingerspitzen, deren Feingefühl bei ihm weit mehr entwickelt war, wie bei anderen Menschen, sein Geld, drei Mark sechsundachtzig. Er fühlte ganz deutlich das fettige Kupfer ... und es wurde nicht mehr! In einem Jahr kann man da draußen eben nicht viel sparen! Na, das sollte nu' nich lange dauern, heute abend mußte er schon 'n feinen Winterpaletot haben oder womöglich 'n Pelz und natürlich auch 'n tipptoppen Zylinder! Aber vorläufig erst mal was essen, drüben in der Stehbierhalle.

Während er einige Brötchen verzehrte und sein Glas Bier trank, fiel ihm ein schwarzer Hohenzollernmantel auf mit Biberkragen und ganz neu, wie es schien ... wahrscheinlich gehörte er dem, der da hinten am Telephon stand und keinen Anschluß kriegen konnte.

Er brauchte bloß tauschen, das ging eins, zwei, drei! ... Aber nee, Lumpen^[2] soll man bezahlen, dabei geht man am leichtesten vaschütt^[3] ...

Ob denn 'ne Padde^[4] drin war?

Er zog seinen Überzieher aus, und indem er ihn aufhing und den schwarzen Mantel mit seinem Leibe deckte, visitierte er dessen Taschen ... 'ne offenbare Pleite: Darum heißen die Dinger wohl auch Dallesmäntel ...

Dann ging er hinaus in die Toilette und sah dort einen alten Herrn, der sich die Hände wusch. Der Alte sah nicht gerade übermäßig wohlhabend aus, aber den Taschendieb kitzelte es förmlich, nach so langer Zeit zum ersten Male wieder seine Geschicklichkeit zu erproben.

„Sie haben sich da weiß gemacht,“ sagte er, „gestatten Sie.“

Und er klopfte vorsichtig, aber ausdauernd mit der Linken auf dem ganz sauberen Gehrock herum. Seine rechte Hand befühlte inzwischen die beiden Schoßtaschen, die leer waren, und glitt sanft über die hintere Hosentasche, in der viele Herren ihre Börsen tragen ... ein paar Schlüssel und ein harter Gegenstand, der ein Messer zu sein schien, weiter nichts. -

„Danke bestens, danke!“

Der alte Herr verließ den Raum, der Taschendieb folgte ihm auf dem Fuße. Im Lokal zog er rasch seinen grünen Frühjahrsjaquet wieder an und wollte eben hinausgehen, da hörte er vorn am Ausschank, vor dem eine ganze Anzahl Herren stehend ihr Bier tranken, wie jemand leise sagte: „Ah, der blasse Albert!“

Er drehte sich um und sah einen ihm aus dem Gefängnis bekannten Zocker,^[5] der ihm lächelnd zunickte.

Aber der Paddendrucker^[6] erwiderte den Gruß nur mit einem Senken seiner schweren, bläulichen Augendeckel, als wollte er sagen: „Störe mich nicht, ich bin auf der Fahrt^[7]!“ Und der andere verstand ihn.

Draußen schien jetzt die matte Wintersonne hernieder und erweichte die dünne Eiskruste, daß es anfang, auf den Straßen naß und schmutzig zu werden.

Der blasse Albert – sein Gesicht mit den schwachblauen Augen, der schmalen, durchsichtigen Nase und der besonders über die Wangen straffgespannten weißgelblichen Haut rechtfertigte diesen Schemen^[8] – der blasse Albert schlenderte wieder die Friedrichstraße entlang, blieb hier und da vor einer Auslage stehen, ging dann weiter und gab sich ganz das Ansehen eines harmlosen, jungen Menschen, dem es Spaß macht, seine überflüssige Zeit zu verträdeln.

Die Hände hatte er in die Jaquettaschen versenkt, deren Linke den Kneifer^[9] und den Ring barg. An dem Ring hatte er gestern den ganzen Nachmittag gearbeitet: eine Art Siegelring, wie man sie für fünfzig Pfennig kauft. An den wird an der Seite, die in der Hand liegt, eine haarscharf geschliffene Federmesserspitze fest angelötet ... wozu? Na, wenn manchmal eine Jaquet- oder Rocktasche von außen aufgemacht werden muß. Die Hand gleitet darüberhin – ritz! Und dann kommt die Plattmole^[10] auf den Körperdruck des Gemachten^[11] von ganz alleine!

Der Paddendrucker hielt wieder an vor einem Schaufenster ... zu lächerlich, was er sich alles für Hirngespinnste im Kittchen^[12] gemacht hatte, von ehrlich werden und so ... arbeiten ... haha ... aber natürlich,

bei Rumfutsch^[13] und blauem Heinrich^[14] und bei den ewigen Hausstrafen,^[15] da kommt man auf so'ne Albernheiten ... arbeiten! ... Hat sich was zu arbeiten! ... Gewiß, arbeiten tat er ooch, aber uff seine Weise!

Er ging etwas weiter und stand vor einem eleganten Maßschneidergeschäft, dessen schicke Anzüge und moderne Stoffe sich in den Spiegeln des Schaufensters kokett verdoppelten.

Ordentlich wütend betrachtete er sein eigenes, ziemlich schäbiges Abbild in dem grausilberigen Glase ... und was für eine gemeine Krämpe von Hut er aufhatte! ... Ekelhaft!

Die Tür des Geschäftes ging auf, ein Herr trat heraus und blieb vor dem Schaufenster, dicht neben dem blassen Albert, stehen. Aus der Art, wie der Feingekleidete sich vergewissernd nach der Seite faßte, hatte der Taschendieb gesehen, daß jener sein Portemonnaie wahrscheinlich in die andere, ihm abgewandte Rocktasche hatte gleiten lassen.

Der blasse Albert wartete einen Augenblick, bis auf dem schmalen Trottoir mehrere Leute hinter ihnen vorbeigingen, dann trat er ruhig hinter dem die Auslage noch immer interessiert Betrachtenden herum auf dessen andere Seite ... Und während dieser zwei Schritte hatte seine Hand, spitz, wie der Schnabel eines Storchs, sich in die Paletottasche neben ihm gesenkt und das Portemonnaie eskamotiert, das dann, als sei es plötzlich zum lebenden Wesen geworden, blitzschnell in seine eigene Tasche schlüpfte.

Der Paddendrucker stand bewegungslos. Da traf sein, wieder in die Spiegel hineintauchendes Auge ein Bild, das sein Herzblut erstarren machte ... drüben auf der anderen Straßenseite ... zwei Greifer,^[16] die er gut kannte, die kneisteten^[17] ... sie wollten rüber, ein Lastwagen sperrte ihnen den Weg.

Und nun Sekunden, in die sich alles zusammendrängte! Sollte er teilachen?^[18] Unsinn! Mit einem einzigen leichten Satz sprang das Portemonnaie wieder aus seiner in die Tasche des rechtmäßigen Besitzers zurück.

Einen Augenblick später hörte er eine kräftige Stimme etwas gedämpft hinter sich sagen: „Ach mein Herr, sehen Sie doch mal nach, ob Sie Ihr Geld noch bei sich haben!“

„Nee, Sie nich!“ meinte der andere Beamte, als der blasse Albert sich jetzt mit gutgespieltem Erschrecken rasch umdrehte, und blieb dicht an seiner Seite.

Der Herr hatte sich eben entfernen wollen. Auch er griff, sichtlich überrascht, mit beiden Händen in seine Taschen. Aber die Spannung in seinem nicht sehr gescheiten Gesicht ließ sofort nach, und, offenbar erleichtert, sagte er: „Mein Portemonnaie ist da!“

Dabei traf ein mißtrauischer Blick den blassen Albert, der ihn voller Entrüstung erwiderte.

„Ist auch das Geld drin?“ fragte der Beamte.

Der Herr sah nach.

„Jawohl ... mir fehlt nichts ...“

„Na, ich danke bestens.“

Der Herr ging rasch weg, und mit einem harten, mißtrauischen Lächeln zurückblickend auf den blassen Albert, entfernten sich auch die Beamten. Der Taschendieb blieb ruhig noch stehen, bis die Passanten, die aufmerksam geworden waren, ihren Weg fortsetzten. Dann ging er ebenfalls.

Noch als der blasse Albert seine Wohnung, die im Norden der Stadt lag, erreicht hatte, konnte er sich nicht erholen. Das hatte ihn zu sehr mitgenommen. Und die alte Frau, bei der er wohnte, sagte sofort:

„Na, Söhnchen, wer hat dir denn uff de Pantin' jetreten?“

Die Alte war jahrelang eine berüchtigte Hehlerin gewesen. Aber nachdem ihr „da hohe Herr Jerichtshof“ beim letzten Mal drei Jahre Zuchthaus aufgepackt hatte, schien sie endgültig gebessert.

„Nee, nee,“ sagte sie immer, wenn einer ihrer alten Freunde wieder etwas brachte, „ick will meine ollen Dage in Ruhe jenießen! Soviel wie ick brauche, um mir mal in' Stift inzukoofen, hab' ick – det heeßt uff de Bank; hier in meine Wohnung, da kann eena lange suchen, da is nischt zu find'n! Un sonst vamiet ick an bedürftije Kellejen, die jerade in Bruch^[19] sind ... ich hab 'n Herz vor meine Mitmenschen.“

Trotz dieses „Herzens“ ließ sie sich aber jeden Tag einen Taler für Kost und Logis bezahlen, und wer mehr wie einen Tag im Rückstand blieb mit der Zahlung, der flog unweigerlich raus.

„Da haste also nebenbei jefaßt,“ sagte die alte Frau, die jeden mit „Du“ anredete, nachdem ihr der blasse Albert rückhaltslos alles erzählt hatte.

„Ja, un wissen Se, Mutta Pfeiffen, ick kann Ihn' ja nich sagen, wie mir war. Dis war plötzlich, wie wenn ick Eis in de Adern hätte ... un dabei war ich janz ruhig, ick sah' mir fermlich selba, wie ich die Padde wieder retour schob ... Aber denn, wie ick wech wa, da hat's mir in alle

Adern jerieselt, wie in so 'ne Wassaleitung ... un mein Herz schlägt jetzt noch, fühlen Se bloß mal, Mutta Pfeiffern!“

Die alte Frau legte ihm die Hand auf die Brust und sagte: „Ja, ja, du sehest ooch blaß aus, Sehnchen, un et kommt ma vor, als wennste auch bedeitend magerer geworden werst, seit wa uns nich jesehn ham ... so jelb sehste aus.“

Der blasse Albert nickte:

„Det hat der Dokta in de Pletze^[20] ooch jesagt. Er meente, wenn ick noch mal wiederkäme, denn sollte ick man lieber vorher schon mein Testament machen ... un et is ja ooch ja keen Wunda. Denken Se denn, Mutta Pfeiffern, ick habe dadrin wat essen kenn'? Un ewig erkältet! Jetzt, wo ick draußen bin, da is ma wieder ganz wohl.“

Die alte Frau lachte:

„Ja, aber wie lange?“

„Na, so leichte kriejen se ma nich wieda!“

„Ach, jeh doch ab, Mensch! ... Det sagt vorher jeda! Bis eenes scheenen Dages de Faulen^[21] da sind und holen 'n! Jlob ma man, bei det ganze Jeschäft kommt nischt raus. Ick habe noch keenen jesehn, der dabei reich jewor'n is ... un im übrijem, du weeßt doch, Sehnchen, jestan haste ma schon bloß fuffzehn Silbajroschen jejem, wenn de bis morjen früh nich allens beduftet hast, denn mußte raus.“

Der blasse Albert ging in seine Kammer und setzte sich auf die schmale Eisenbettstelle. Er hatte immer noch diesen Angstgeschmack in der Kehle, als wenn er die Nacht hindurch geschwiemelt hätte.

Der Himmel hatte sich wieder bezogen. Es sah aus, als ob es schneien wollte. In der Kammer war's kalt. Der blasse Albert schauderte. Dann machte er gewohnheitsmäßig seine Übungen, wie er sie von seinem ersten Komplizen und Lehrmeister, einem russischen Juden, namens Laberstein, vor Jahren gelernt hatte.

... Den linken Arm lang ausstrecken ... die Hand flach und die Finger leicht gespreizt, so nu 'n Kantel rüberlegen – da darf sich nichts dran rühren! Die sogenannte Brücke ... aber der Kantel schwankte, er wäre beinahe runtergefallen. Und das kam von der Angst ... 'n Dieb darf keine Angst haben und der Paddendrucker am allerwenigsten!

Bestürzt ging er wieder in die Stube zu der Alten, um noch einen Versuch zu machen. Ein gleichgültiges Gespräch mit ihr anknüpfend, erlauerte er den Moment, wo er ihr den Haarkamm, der das spärliche graue Haar über dem runden, faltigen und ränkesüchtigen Gesicht

zusammenhielt, zoddeln^[22] könnte. Diesen Spaß hatte er sich früher oft gemacht und immer hellauf gelacht, wenn die Alte erst lange, nachdem der Kamm fort war, sagte: „Mir trudelt die Wolle runter, Sehnchen, hast ma woll wieder den Kamm jeklaut, wat?“

Heute sagte sie in demselben Moment, wo er zugriff, unwirsch: „Laß doch det! Nachher sind wieder Haare mang die Suppe!“

Und er ließ es und ging wortlos hinaus.

Wo sollte er bloß Draht^[23] hernehmen? Denn vorläufig war doch nicht dran zu denken, daß er wieder auf die Fahrt jing. Er wollte doch nicht mit Gewalt alle wer'n.^[24]

Bedrückt und von der Angst jener Leute befallen, die durch einen Unglücksfall plötzlich ihrer gesunden Glieder beraubt sind, die sie zu ihrer Arbeit gebrauchen, stieg der Taschendieb die vier engen Steintreppen der Mietskaserne hinunter und trat fröstelnd auf die Straße ... Wie hatte er sich das ganze Jahr lang nach der Freiheit geseht! Nun wußte er nichts damit anzufangen. Etwas wie Heimweh beschlich ihn nach dem großen, roten Gebäudekomplex, dessen hohe Mauern und kleine, vergitterte Fenster der ganzen Gegend den Charakter des Ernstes und der Strenge verleihen. Und doch wollte er nicht zurück, um keinen Preis der Welt. Eine Ahnung sagte ihm, daß hinter den mächtigen Toren des Gefängnisses der Tod auf ihn warte.

Vielleicht versuchte er's mal wieder, das Handwerk zu stoßen,^[25] hatte ja früher auf der Walze^[26] manchen schönen Groschen mit Talphen^[27] zusammengebracht.

In den ersten Barbierladen ging er hinein: „Ein fremder Barbiergehilfe ...“

Der Meister, der allein im Laden war und jemand bediente, während mehrere Kunden warteten, gab ihm zehn Pfennig und meinte: „Hätten Sie nicht Lust, anzufangen, ich brauche gerade 'n Jehilfen!“

Der blasse Albert besann sich einen Augenblick. Abergläubisch, wie die meisten seines Metiers, hielt er diese Aufforderung für einen Wink des Schicksals ... Warum sollte er denn nicht wieder mal arbeiten?! Er konnte ja jeden Tag wieder aufhören! So zog er seinen Paletot aus, wusch sich die Hände und fing an zu rasieren.

Da er einmal eine gute Lehre gehabt hatte, verstand er sein Fach und war an Sauberkeit gewöhnt. Deshalb gefiel es ihm auch nicht in diesem Vorstadtgeschäft. „Wenn du schon arbeitest,“ sagte er sich, „dann wenigstens da, wo du hingehörst!“

So blieb er bis zum übernächsten Sonnabend, nahm dann Geld und Schein von dem Prinzipal, der ihn gern behalten hätte, und ging am Montag darauf in den Arbeitsnachweis der Innung nach der Alten Jakobstraße.

Angenehm war es ihm, daß er in der Gehilfenstube, wo die jungen Leute auf Engagement warten, keinen Bekannten traf, mit dem er sich in lange Gespräche über das „Woher und Wohin?“ hätte einlassen müssen.

Schon nach wenigen Minuten kam der Wirt und fragte, ob jemand da sei, der auch Damen frisieren und perfekt Haarmachen könnte.

Albert trat vor.

„Die Stelle is beim Meister Ladewig“, sagte der Wirt, „in der Taubenstraße ... gutes, altes Jeschäft ... auch viel Trinkgelder ... was verlangen Sie Lohn?“

Albert Hohstadt zuckte die Achseln.

„Na, zwölf Mark ... un alles frei?“

„Meinetwegen.“

„Dann komm' Se, bitte, mit rüber!“

Der Prinzipal war ein kleiner, wohlbeleibter, alter Mann mit ganz weißem, dichtem Haar und dickem, weißem Schnurrbart, der über einem aufgeworfenen Munde hing. Er hatte schwarze, feurige Augen und lebhaft, lustige Bewegungen.

„Wo wa'n Se'n früher?“ fragte er.

„Zuletzt in de Ackerstraße bei Weiß. In de Innung hab' ich schon über'n Jahr nich mehr jearbeitet.“

„Und wo ham Se jelernt?“

„Bei Salbach an' Kölnischen Fischmarkt.“

„So ... na, denn is jut, denn vastehn Se ooch was! ... Denn kenn' Se bei mir anfangen! Heute noch, wenn Se wollen.“

„Ick komme morjen früh, wenn's recht is?“

„Scheen, also morjen früh!“

Der blasse Albert bekam Handgeld und ging.

Als er nach Hause kam zu der Wirtin und ihr sagte: „Na, Mutta Pfeiffen, ick trete wieda in Arbeet, morjen früh jeht's los!“ da meinte die Alte: „Jott ja, Sehnchen! So als Halbinvalide, da bringste ja doch nischt zusamm'! Arbeeten is imma leichta wie Stehlen ... wat ick sagen wollte, denn ziehste woll heite noch, wat?“

„Nö, morjen frieh.“

„Ja, det heeßt, de Sachen, die läßt hier, bis de ma den Zaster^[28] jejem hast!“

Schweigend zog Albert seine Börse und zahlte, was sie verlangte. Nun wurde sie gleich viel freundlicher, setzte Wasser auf, holte Schnecken, und die beiden tranken einen gemütlichen Abschiedskaffee.

* * *

Der Gehilfe stand in seiner weißen, frisch geplätteten Jacke an der Ladentür und sah durch die Glasscheibe, deren moderne Gardine er etwas zurückgezogen hatte, hinaus auf die Straße.

Jetzt am frühen Nachmittag kamen wenig Kunden, da konnte er schon ein bißchen faulenzen.

Wie er sich da wieder so hineingefunden hatte – er wunderte sich selber darüber! Jeden Tag von acht Uhr an bis abends um neune arbeiten, und bloß den zweiten Sonntag frei ... und er hielt's aus, nun schon über'n halbes Jahr. Und es bekam ihm auch! Lange nicht so blaß sah er mehr aus. Das Essen schmeckte ihm – allerdings die alte Frau Ladewig kochte auch'n gediegenen Happenpappen! Da war nischt dran zu tippen! Und denn wa'n se alle so nett zu ihm, die Frau, der Prinzipal und besonders die Kleene, die Trude!

Der Gehilfe lächelte. Dann drehte er sich um, ging durch den Laden in den engen Gang, wo rechts das Glasspind mit den Pomaden, Parfüms und ähnlichen Verkaufsartikeln stand, bis an die Glastür, die ins Wohnzimmer führte.

Da die Wohnung ziemlich dunkel war und es draußen schon dämmerte, hatte man drin bereits die Hängelampe angezündet.

Am Tisch saß die Trude und häkelte. Und ihr Haar, das ganz weißblond war, schimmerte im Licht mit seinen losen Nackenhärchen und Stirnlöckchen. Sie trug es am Hinterkopf in einem starken Knoten, in den sie, wie es eben Mode war, zwei dicke, silberne Filigrankugeln gesteckt hatte. Ihr Gesicht war leicht gesenkt, aber der Gehilfe sah trotzdem den lieblichen Mund, der sich in feinem Schwung wie ein glänzender Karminstrich zwischen den Wangen hinzog. Ihre Wimpern waren lang und bedeckten die etwas zu schmal geschnittenen Augen, deren blauer Schein ihr doch alle Herzen gewann. Die Augenbrauen schienen sehr stark, was sich bei ihrer außerordentlich hellen Farbe drollig ausnahm. Der Charakter dieses jungen Gesichts war der des Frohsinns und der Sorglosigkeit, und der ganzen Erscheinung sah man die Liebe an, die sie stets umgeben hatte.

Und je mehr sie der Gehilfe anblickte, desto mehr zog es ihn hinein zu ihr ins Zimmer, dem die alten Mahagonimöbel, seine Deckchen und Kissen, der tickende Regulator über dem Ledersofa und nicht zum wenigsten die Gegenwart dieses jungen Wesens eine entzückende Behaglichkeit verliehen.

Er wollte so gern die Tür aufmachen und hineingehen, aber er fand den Mut nicht, er wußte nicht, was er ihr sagen sollte, der Trude ... und gerade jetzt, wo die beiden Alten fort waren, wo sie ganz allein war ...

Die Klingel im Laden ging, ein Kunde ... Wie sich Albert eben leise zurückwenden wollte, sah Trude von der Arbeit auf, bemerkte ihn und lachte.

„... Wenn der sich bloß nicht de Haare schneiden lassen will oder am Ende ooch noch champoonieren ...“ dachte Albert. Aber der Kunde ließ sich nur rasieren. Er sagte, wie der Gehilfe ihn mit einem „Danke!“ entließ:

„Das ist ja heut wie der Teufel gegangen! Dafür soll’n Sie auch ’n Groschen extra haben!“

Albert verbeugte sich lächelnd und schlich wieder zur Wohnungstür hin. Da war die Trude eben aufgestanden und stand so, daß sie ihn sehen mußte. Sie machte sofort die Tür auf und fragte, den Gehilfen freundlich betrachtend:

„Wollten Sie was, Herr Hohstadt?“

„Ja, ja ... das heißt ... ich ... ich wollte bloß ...“

Sie lachte hell auf und machte ihn dadurch noch viel verlegener.

„Was wollten Sie denn, Sie?“ Sie lachte immer lustiger. „Na, so reden Sie doch! ... Was haben Se denn von mir gewollt?“

Er bekam kein Wort heraus. Er sah sie nur an.

Da wurde sie auch ernster und, ihr Köpfchen abwendend, meinte sie:

„Es war Ihnen woll langweilig, so alleine?“

Er seufzte und wollte geh’n.

„Herr Hohstadt!“ sagte sie leise.

Und wie er sich ihr wieder zuwandte, gab sie ihm freiwillig ihre kleine, weiche Hand. Die küßte er, und dann fiel er sehr ungeschickt vor ihr auf die Knie und fing an zu stammeln. Da mußte sie wieder lachen. Aber wie er nun rasch aufstehen wollte, legte sie die Arme um seinen Hals und hielt ihn fest. Und halb lachend, halb weinend sagte sie glücklich:

„Das is so hübsch ... wenn Sie so ... ich finde das reizend ...“

Und wie er sie nun auch umfaßte, bog sie sich herunter zu ihm, und sie küßten sich. Wie lange? – bis wieder die Klingel an der Ladentür ging. Und noch einmal fanden sie sich und sagten einander alles mögliche Törichte, Glückliche und Liebevollen, hernach kamen Trudes Eltern.

Von dem Tage an küßten sie sich verstohlen im dunklen Korridor, und sowie die Mutter aus dem Hause war, waren sie beieinander. Denn der Vater merkte nichts. Aber auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten und, wenn der Gehilfe im Wohnzimmer Haararbeiten anfertigte, liebkosten sich ihre Augen und fanden sich ihre in Zärtlichkeit bebenden Hände.

Und Trudes Mutter, eine runde, hurtige Frau, deren hellen Augen so leicht nichts entging, die sah es und sagte es ihrem Manne.

Der lachte, wie die Trude! Da kam man ja plötzlich zu einem Schwiegersohn und wußte gar nicht wie! Na, die Trude war siebzehn Jahr alt, warum sollte denn die nicht einen Liebsten haben?! Die Hauptsache ist, daß die Kinder keine Dummheiten machen und daß er sie heiratet!

„Na, wirste se denn dem Menschen so ohne weiteres geben?“ fragte Frau Ladewig.

„Aber jewiß! Warum denn nich? Das ist doch’n tüchtiger Kerl! So einen will ich ja jerade haben! Der kann später mal mein Jeschäft übernehmen, und wir setzen uns denn zur Ruhe! Ich wer mal ’n vanünftigen Ton mit’n reden!“

Am anderen Tage sprach Papa Ladewig mit seinem Gehilfen, der war voller Dankbarkeit, und die Trude, die hinzugerufen wurde, gab ein wahres Lachkonzert zum besten. Den Sonntag darauf wurde die Verlobung gefeiert, und in ganz Berlin gab es keinen glücklicheren Menschen wie Albert Hohstadt.

Dieser ruhige, manchmal geradezu gedrückt aussehende Mensch war gar nicht mehr wiederzuerkennen, seitdem er Bräutigam war. Und die alte Stammkundschaft des Geschäfts freute sich mit Meister Ladewig über seinen Schwiegersohn, auf den der alte Herr denn auch nicht wenig stolz war.

Albert selbst war voller Pläne. Er wollte das Geschäft, wenn er erst mal verheiratet war, erweitern und modern ausbauen. Und Papa Ladewig gab ihm zuliebe seine patriarchalischen Ideen und seine Angst vor Neuerungen auf und war mit allem einverstanden.

Nur die Frau, die hatte nicht viel für ihn übrig. Zwar erkannte sie seine Tüchtigkeit an, mußte auch zugeben, daß er fleißig und strebsam war und der Kundschaft entschieden gut gefiel, aber in ihr blieb immer ein Rest von Mißtrauen.

„Ich weeiß nich, was ihr alle an den habt!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Jewiß, es is 'n ganz orntliche, brauchbarer Mensch, aber mein Mann wär' er nich! Wenn ich den heiraten sollte, da würd' ich lieber Nonne wern!“

Der Meister war gerade beim Frühstück und goß sich einen Gilka ein. Er kaute mit vollen Backen:

„Du hast imma wat, Mutta! Mich wundert bloß, daß de mir jenomm' hast, damals!“

Sie lachte, daß Fältchen um ihre schmalen Augen kamen und ihr Doppelkinn noch stärker wurde.

„Na, ja“, meinte der Mann, „die ganze Sache handelt sich doch bloß um die Portemonnaiegeschichte ... un ick wollte ja nischt sagen, wenn D'et nich schließlich wiederjefunden hättest ... in'n Tischkasten!“

„Eben jerade dadrum!“ Sie wurde eifrig, „zehnmal hab' ich rinjekuckt in den Kasten vorher un't wa un wa nich drin! Un mit eenmal, wo ick schon alle Hoffnung uffjem hatte un jloobe, ich hab's uff de Straße verloren – da is et da un licht drin!“

„Na, da haste eben vorher nebenbeijekuckt, Mutta! Wat soll denn der Albert mit deine siebenunhalben Silbajroschen?! Davon wird a doch ooch nich jlicklich!“

Sie schüttelte eigensinnig den Kopf und wollte noch etwas sagen, aber ihr Mann machte „Pst!“

Albert, der einen Augenblick in der Küche bei seiner Braut gewesen war, trat ins Zimmer, um nach dem Laden durchzugehn. Er senkte den Kopf; unter seinem braunen, sorgfältig gepflegten Schnurrbart verbarg sich ein Lachen. Er hatte wohl gehört, daß seine zukünftigen Schwiegereltern sich von ihm unterhalten hatten und wußte auch genau, worüber ... Deswegen konnte er kaum das Lachen verbeißen.

„Die Portemonnaiegeschichte!“ er kicherte in sich hinein „da kommt de Olle nich drüber weg! Jade was Scheenes!“

Und je mehr er sie sich zurückrief, desto mehr Spaß machte ihm die Sache! Sowie er sich verlobt hatte, war die Frau, die vorher immer sehr freundlich zu ihm war, eine andere geworden. Zwischen Mutter und Tochter gab es oft Auseinandersetzungen sinetwegen, und die Trude

erzählte ihm das dann nachher wieder. Dadurch wurde auch der Ton zwischen ihm und Frau Ladewig immer gespannter, und mehr als einmal ließ die Prinzipalin in seinem Beisein deutlich durchklingen, daß er ihr als Schwiegersohn nicht gut genug wäre.

Den jungen Mann ärgerte das, aber vorsichtig und ruhig, wie seine Natur war, ließ er sich seine Verstimmung wenig anmerken, nahm sich jedoch vor, die Frau nun auch seinerseits zu ärgern.

Eines Tages standen er und Trude neben ihr und sahen ihr über die Schulter, in die Zeitung, aus der sie gerade etwas Interessantes vorlas.

Zufällig glitt sein Blick am Kleide der Frau herunter und er bemerkte in ihrer offenstehenden Rocktasche ihr Portemonnaie. Ohne sich eigentlich im Moment klar zu werden, wieso, warum er es tat, aber nachher in der festen Überzeugung, es sei nur seine Absicht gewesen, ihr einen Schabernack zu spielen, ließ er das Geldtäschchen mit dem unendlich leisen und jetzt wieder goldsicheren Effet seiner rechten Hand heraushüpfen und steckte es ein. Die sehr eigene Frau bemerkte ihren Verlust wenige Minuten später und begann fieberhaft zu suchen. Und voll boshafter Freude, endlich einmal den Augenblick seiner Rache gekommen zu sehen, ließ er sie einen ganzen Tag lang suchen und legte schließlich das Portemonnaie in den Tischkasten, an den Ort, wohin sie es, da es in ihrer Tasche nicht war, bestimmt gelegt zu haben glaubte.

Denn er hatte sie nicht bestehlen wollen, kein Gedanke! Aber in der Frau paarte sich jetzt mit der Zurückhaltung das Mißtrauen gegen ihn, wodurch der Friede in der kleinen Familie nicht selten gestört wurde.

„Ne Hochzeit in Winter, det is ja nischt,“ sagte Papa Ladewig, „de Sonne muß scheinen un et muß Rosen jeben ... un vor die langen Brautstände bin ick überhaupt nich.“

Trudes Mutter hatte es nicht so eilig. Sie mochte im tiefsten Grunde ihres Herzens hoffen, daß vielleicht doch noch „etwas dazwischenkommen“ würde. Äußerlich schien sie jetzt einverstanden mit Trudes Wahl, und die Nörgeleien zwischen ihr und Albert waren nicht mehr so häufig.

Aber der Meister drückte seinen Willen durch und die Hochzeit wurde auf den ersten Juli festgesetzt.

Und in diesem Jahr gab es Rosen in Hülle und Fülle. Überall auf den Straßen und Plätzen standen die Verkäufer, und für einen Groschen bekam man schon einen ganzen Strauß. In der Wohnung des Barbiers gab es am ersten Juli kein Möbel, auf dem nicht Buketts und duftende

Blumen lagen. Aber die lieblichste Blume war die Trude selbst im weißen Kaschmirkleide mit Seidenschleier und der Myrtenkrone, unter der die allerschönste Rose, ihr liebes Gesichtchen, glühte.

Sie war noch hinten im Schlafzimmer, die Mutter und ein paar Freundinnen halfen ihr, und das silberne Lachen der Braut klang durch das ganze Haus.

Aber auch der Bräutigam war von einer bei ihm seltenen Lustigkeit. Vielleicht kam das von dem glücklichen Ereignis, dem er an diesem Tage entgegenging, vielleicht auch von dem ungewöhnten Weingenuß zu so früher Stunde. Papa Ladewig hatte sich nämlich mit dem Schwiegersohn, dessen schlanke Figur in dem gutsitzenden Frack und den engen schwarzen Beinkleidern recht vorteilhaft aussah, im Wohnzimmer bei einer Flasche Wein niedergelassen und war eifrig dabei, ihm noch einmal die besten Ermahnungen für seinen Ehestand zu geben.

„Sieh mal, mein Junge,“ der alte Herr wischte sich den vollen, weißen Schnurrbart mit der Hand, „wir haben det Kind behütet und jepflegt, wir haben ja ooch man bloß die eene ...“ er schluckte und fuhr mit dem Tuch über die Augen, „un damals, wir wa’n schon zehn Jahre verheiratet, Mutter un ich, un keen Mensch dachte mehr, daß ieberhaupt noch was kommen könnte, da kam uff eenmal die Trude ... na, du wirst ja ooch mal ’n Kind ham, un denn wirste wissen, wie det is ... dis Mädels weefß ja noch ja nich, daß man schlecht zu se sein kann ...“

Der Meister hatte sich nach hinten an den Stuhl gelehnt und schluchzte reichlich in sein weißseidenes Tuch.

Albert, der ihm gegenüber saß, begriff diese Tränen nicht. Was war denn da viel zu reden? Er sollte die Trude schlecht behandeln, seine Trude? Hell auflachen hätte er können.

Und seine Augen, die über den kleinen, gleich ihm im Frack und weißer Weste steckenden Schwiegervater hinglitten, blieben an der breiten, goldenen Uhrkette hängen, die ein bißchen protzig das runde Bäuchlein zierte. Diese Uhrkette hatte ihn schon hundertmal gelockt. Welch ein Spaß, sie dem Alten abzuknöpfen! Und es ginge so leicht; ein sanfter Druck von unten gegen die Westentasche und mit der anderen Hand den Karabinerhaken aus dem Knopfloch – das ist ein Moment!

Der Gehilfe verzog sein Gesicht zu einer weinerlichen Grimasse, weil er sonst unweigerlich hätte lachen müssen, bei dem Gedanken an den Lärm, den die Schwiegermutter schlagen würde, wenn ihr Mann plötzlich seine Uhr nicht mehr hätte.

„Wirste denn ooch jut zu ihr sein, Albert?“ fragte der Barbier nochmals, sich in seiner Rührung das letzte Glas Wein aus der Flasche eingießend.

„Aber, Papa ...!“

„Jib mir de Hand druff!“

Albert reichte ihm die Rechte, und in überströmendem Gefühl zog ihn der Alte an seine Brust und klopfte ihm zärtlich den Rücken.

Nachher sprachen die beiden Männer vom Geschäft, das vorläufig noch in Ladewigs Besitz bleiben, aber von dem Schwiegersohn geleitet werden sollte. Und bald darauf traten die Damen ein.

Albert ging rasch auf seine Trude zu, küßte sie innig und sagte:

„Der Wagen is schon unten, Liebling!“

Sie lief lachend ans Fenster.

Indem rief die Schwiegermutter:

„Aber, Mann, du hast ja vergessen, deine Uhr anzumachen!“

„Was? Du bist woll nich recht, Frau! Ich hab’ doch eben noch nachjesehn!“ Er griff an seine Weste, „nee, wahrhaftig! na nu brat’ ma aber eena ’n Storch! ... Albert, sag’ mal, hab’ ich se denn nich eben noch umjehatt?“

„Der junge Mann zuckte die Achseln:

„Ich weiß nich, Papa ...“

„Na so was! ...“ Der alte Herr suchte immer noch, „das ist doch aber janich möglich!“

„Wirst se eben nich umjebund’n ham,“ meinte die Frau.

„Aber ja, wenn ’k dir doch sage! ... ick weeß janz genau!“

„Na, ich kann ja mal nachsehn, Papa,“ sagte die stets gefällige Trude.

„Ach nein, du mit deiner Schleppe!“ meinte ihr Bräutigam und war auch schon aus der Tür. Zurückkehrend hielt er Uhr und Kette triumphierend in die Höhe.

„Na siehste, Papa! ... hast se richtig vergessen!“

„Wenn ich nich die Augen überall hätte!“ meinte die Schwiegermutter, und ihr Mann sagte:

„Ja, Mutter, du bist ’ne Perle! Wenn wa dir nich hätten, denn wüßten wa wirklich nich, wat wa anfang’ sollten!“

Aber die Augen der Frau hatten inzwischen die des Schwiegersohnes getroffen, und der Instinkt der Mutter, die im Begriff war, ihr Kind

diesem Manne zu geben, ahnte unbekannte und rätselhafte Gefahren.

Das Brautpaar ging stolz und glücklich durch den Hausflur auf die Straße, wo zu beiden Seiten des mit Blumen bestreuten Läufers die Nachbarn und Passanten Kopf an Kopf standen. Dann hob der schlanke, junge Barbier seine reizende Braut hinein in die blaulackierte, versilberte Equipage mit den beiden Apfelschimmeln, und gleich darauf fuhr der andere Wagen vor, in dem die Brauteltern davonrollten.

Die jungen Barbiersleute waren in der ganzen Gegend beliebt. Sie hatten den neben dem ihren liegenden Posamentierladen, dessen bisheriger Inhaber sich zur Ruhe gesetzt hatte, hinzugemietet, eine Tür durchbrechen und das Geschäft vollständig modern einrichten lassen. Die Schwiegermutter war dagegen gewesen, und auch Papa Ladewig hatte nur mit Seufzen und Zagen die schönen blauen Hundertmarkscheine hergegeben. Aber der Erfolg gab den jungen Leuten recht, das Geschäft ging glänzend, und wenn auch die alte Stammkundschaft vor den höheren Preisen und der ungewohnten Eleganz ein wenig zurückwich, so fand sich dafür ein so nobles Herren- und Damenpublikum ein, daß der alte Ladewig wieder und wieder seiner Befriedigung Ausdruck verlieh, rechtzeitig zurückgetreten zu sein und der jungen Generation Platz gemacht zu haben. Er selbst kam nur noch selten in den Laden, begrüßte mit höflichen Verbeugungen die Kunden und widmete sich im übrigen ganz den Geschäften der Innung, in deren Vorstand man ihn neuerdings gewählt hatte.

Eben stand er in dem Gange, dessen polierte und mit grünlichem Strukturglas verglaste Holzwände den Herren- und Damensalon voneinander trennten, neben dem kleinen runden Kassentisch aus matter Eiche und sprach mit seiner Tochter.

Der junge Friseur hatte herausgefunden, daß den Kunden selbst die teuersten Preise nicht zu hoch erschienen, wenn sie an die lebenswürdige, junge Frau bezahlten, die etwas stärker und damit noch hübscher geworden war, und der es Spaß machte, das Geld einzustreichen und dabei ein wenig mit den Kavalieren zu scherzen.

„Na, wie war's jestan,“ fragte Papa Ladewig leise, „bei det Theater pareh int Opernhaus, da mußte doch derbe Kasse jehatt haben, wah?“

Die junge Frau lachte noch ebenso hübsch und hell, nur ein wenig gedämpfter als früher.

„Es ging, Papachen! Aber ganz so schlimm, wie du dir's denkst, is es nu doch nich! Die Unkosten sind zu groß ... wirklich!“

Und sie lachte wieder, als sie des alten Herrn zweifelnde Miene sah.

Indem ging die Ladentür, der leise Schlag eines Gong ertönte, und aus dem Damensalon kam schnell Fritz, der Lehrling, half dem Eintretenden seinen Pelz ablegen und öffnete die Tür zum Herrensalon, in dem der Kunde verschwand.

„Das is n Graf,“ flüsterte Trude, „der kommt jetzt jeden Tag ... 'n feiner Kunde!“

„So?“ Papa Ladewig nickte beifällig. Dann küßte er seine Tochter, „ich muß nach de Innung, Trudchen!“ Und ging.

Im Herrensalon arbeiteten zwei flotte Gehilfen im tadellos weißen Anzug. Der Chef stand, da ein dritter Kunde nicht da war, und machte sich an dem blitzenden Parfümerieschrank zu schaffen, dabei seine Leute beobachtend und in leisem Tone ermahnend, wo es nottat.

Sowie der Kavalier hereintrat, den Trudchen für einen Grafen ausgegeben und der wirklich das Exterieur eines reichen Edelmannes hatte, lud ihn Albert mit einem höflichen „Bitte sehr!“ ein, Platz zu nehmen, und bediente ihn mit einer Gewandtheit und Delikatesse, die auch den Verwöhntesten zufriedenstellen mußte.

Der Herr hatte seinen Kragen und das seidene Plastron abgelegt, und während Albert den starken Bartwuchs des Kavaliers einseifte, konnte er das Auge nicht abwenden von der Nadel, einer selten schönen, schwarzen Perle, die in dem neben dem Marmorbecken liegenden Schlips steckte.

Diese Perle hatte es ihm angetan. Er mußte seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen bei der Handhabung des Rasiermessers und ließ es nur deshalb von dem hereingerufenen Lehrling auf dem Adam^[29] noch einmal abziehen, weil er sich ganz betäubt fühlte und einen Augenblick pausieren mußte.

Es war nicht das erstemal, daß ihn eine so auffällig getragene Kostbarkeit verwirrt und jenes gefährliche Zucken in seine Finger gebracht hatte, als müßten sie zufassen. Doch war es ihm bisher nicht schwer geworden, diesem Verlangen zu widerstehen ... Aber hier ... er rasierte weiter, und der Kunde sah ein wenig verwundert auf bei dem Seufzer, welcher der Brust des Barbiers entstieg. Dann wusch Albert den Herrn, besprühte ihn mit Parfüm, zog den schönen, welligen Schnurrbart mit dem Brenneisen aus, lockerte das Haar und half ihm, nachdem jener Kragen und Schlips wieder umgelegt hatte, selbst in den Paletot.

Der Herr zahlte, tauschte ein Lächeln mit der hübschen Barbiersfrau und ging, den höflichen Gruß des Geschäftsinhabers, der ihm die

Ladentür öffnete, mit einem Nicken erwidern, hinaus.

Als er fort war, verließ Albert Hohstadt den Salon, ging zu seiner Frau und sagte, sehr blaß und mit Schweißtropfen auf der Stirn:

„Mir is nich gut, Trude! ... Ich geh 'n bißchen nach hinten.“

Sie wollte ihn noch fragen, aber indem kam wieder jemand aus dem Salon, der bezahlte. Und inzwischen ging der Friseur in die Wohnung, die die jungen Eheleute jetzt allein innehatten.

In seinem Schlafzimmer, das er fest hinter sich verriegelte und dessen Fenstervorhänge er zusammenzog, zündete der Friseur Licht an, vergewisserte sich nochmals argwöhnisch, daß er ganz allein sei, und dann holte er die Nadel mit der schwarzen Perle aus der Rocktasche.

Sie war wundervoll, ganz entzückend! Die Vorliebe für kostbare Juwelen, die den Barbier schon als kleines Kind mit gierigen Augen vor den Schaufenstern der Goldwarenhändler hatte stehen lassen, erwachte wieder in ihm und wurde zur brennenden Freude. Aber in die Wollust des Besitzes mischte sich die Angst ... wenn der Herr zurückkäme und Nachforschungen nach dem Verbleib der Nadel anstellte? ... Nervös hin und her gehend, kam der Barbier am Spiegel vorüber und sah im flackernden Lichtschein sein Bild.

„Der blasse Albert,“ sagte er leise und lächelte.

Hatte er sich denn früher jemals gefürchtet? Haha, es hatte keinen gegeben, der so kaltblütig war wie er! Aber damals war er auch kein geachteter Mann, der ein blühendes Geschäft besitzt und der mit einem einzigen Griff alles aufs Spiel setzt! Und der obenein verheiratet ist!

Seine Frau! ... Seine Trude! ... Nein, wie konnte er bloß! Wenn er's nur wenigstens fertig brächte, ihr einmal alles, alles zu sagen! ... Was er früher war ... und daß er die Lust dazu nicht loswerden konnte! ... Selbst jetzt nicht, wo er's doch gar nicht mehr nötig hatte. Aber nein! Eh' er das sagte, eher würd' er sich was antun!

Vor einigen Wochen war er mit ihr spazieren gegangen, durch die Friedrichstraße Und da war mit einem Mal der alte Laberstein angekommen, vollständig in Bruch natürlich und mit 'ne Schale^[30] – na, 's war schon nicht mehr schön! Und wahrhaftig, er, Albert, hätte dem Alten jerne 'n zehn Emmchen jeschoben,^[31] aber's jing doch nich, die Trude wa doch dabei! ... Nu latschte der Olle immer nebenher un sagte:

„Na, ja, früher, da wa ich dir jut jenuch! Aber jetzt, jetzt kennste mir nich mehr! Bist woll jetzt 'n feiner Kerl jeworn, wat? Schämen soste dir wat, du! Heerste?“

Dem Friseur war schließlich nichts übrig geblieben, als zum nächsten Schutzmann zu gehen. Da zog sich der Alte zurück, aber noch aus der Ferne drohte er mit der Faust und schimpfte.

Und die Trude, die war ganz aufgelöst vor Angst und Entsetzen. Trotzdem er ihr sagte, das sei ein früherer Arbeitskollege von ihm, der auf Abwege geraten und allmählich ganz verkommen sei, konnte sie sich gar nicht beruhigen. Und dazu kam noch ihr Zustand! In zwei bis drei Monaten erwartete sie ja ihr erstes Kindchen!

Nein, ihr konnte er nichts sagen! Das hätte sie nicht begriffen. Sie wäre von ihm fortgelaufen, zu ihren Eltern, die jetzt ein paar Häuser weiter wohnten, und wäre nie wieder zu ihm gekommen.

Vor allen Dingen mußte die Nadel aus dem Hause! Für alle Fälle! Aber wohin damit? Am liebsten hätte Albert sie selber getragen, aber das ging ja selbstverständlich ebensowenig, als sie im Zylinderbureau oder sonst irgendwo liegen haben, wo doch Trude seines Tages nachschnökern und sie finden konnte.

Es klopfte an der Tür.

„Albert! ... Albert!“

Zusammenschreckend und die Nadel rasch wieder in die Tasche seines schwarzen Gehrocks versenkend, rief der Friseur:

„Jawoll, Trude, ich komme schon!“

Er öffnete und bemühte sich, zu lächeln. Aber sie sah ihn besorgt an:

„Is dir jetzt besser, ja? ... Ich hätte dich nich jestört, Albert, aber der ganze Salon is voll Leute!“

„Ach, mir is ja schon wieder ganz wohl!“

„Na, das is man gut!“ Sie gab ihm rasch ’nen Kuß, „wozu hast ’n das Licht anjestochen?“

„Das Licht? ... ach so, ja ... ja ...“ Er wußte nicht, was er sagen sollte. Aber sie achtete gar nicht auf seine Verlegenheit.

„Ich muß wieder an die Kasse, Albert!“

Sie ging voran, und er folgte ihr auf dem Fuße.

Am späten Nachmittag kam ein Diener in Livree und fragte, ob sein Herr, der Graf von Hallström, der sich vormittags immer rasieren ließe, vielleicht heute hier eine Nadel verloren hätte. Und dann beschrieb er genau die Perle.

Der Friseur war riesig froh, daß der Bediente ihn, der gerade an der Kasse stand, ganz allein traf. Mit der vollsten Ruhe und ohne auch nur

einen einzigen lautereren Herzschlag zu spüren, beteuerte er, nichts gefunden zu haben. Er würde ja sehr gerne noch einmal alles nachsuchen lassen, aber er erinnerte sich ganz deutlich, „der Herr Graf haben, wie sie aus der Tür gingen, die Nadel, die ihm auch aufgefallen wäre, im Schlips stecken gehabt!“

Der Diener ging. Als der Kavalier am nächsten Tage wiederkam und sich rasieren ließ, fragte er nur so obenhin nach der Preziose. Er war offenbar ein sehr reicher Mann, der den Verlust leicht verschmerzte.

Albert Hohstadt aber sagte abends um neun, als er sein Geschäft geschlossen hatte, zu Trude, er ginge noch 'n Glas Bier trinken, sie möchte nur immer ruhig zu Bette gehen.

Und dann nahm er eine geschlossene Droschke und fuhr raus nach der Ackerstraße. Das heißt, am Gartenplatz ließ er den Kutscher halten, von dort ging er zu Fuß.

Er mußte ordentlich suchen zwischen den vielen, so gleichförmig gebauten Mietskasernen, über die sich schon die wolkentrübe Februarnacht gesenkt hatte, bis er das Haus wiederfand. Die Laternen schienen hier seltener zu sein und weniger hell zu brennen, als in seinem Viertel. Und die Menschen, die ihm begegneten, hatten alle so etwas Müdes und Verdrossenes ... lauter Arbeiter ... und die Weiber! Er zog die Schultern in seinem auf Seide gearbeiteten Paletot an, als wollte er sich vor einer Berührung mit diesen Elementen bewahren. Hier unter solchen Menschen wieder zu leben, mit ihnen zu wohnen, das erschien ihm einfach undenkbar!

Beim Vizewirt erkundigte er sich erst: Jawoll, die olle Pfeiffen wohnte immer noch vier Treppen. Oben fand er leicht ihre Tür.

Sie hatte die Kette vorgelegt und vergewisserte sich lange, bis sie den Besucher, der so spät kam, hereinließ. Aber dann freute sie sich aufrichtig.

„Sehnchen? Nu' schlägt's Dreizehn! Du bist et, Sehnchen! Wie haste denn wieder hierherjefunden, bei de olle Pfeiffen?! Un ausseh'n duste! ... Du hast woll jeerbt, wat?“ Und sie musterte ihn so drollig von oben bis unten, daß er lachen mußte.

„Ick dachte, weil de so ja nischt mehr von dir heeren ließt, du hättst da längst wieder 'ne sitzende Lebensweise anjewöhnt, irjendwo ... wir haben ofte von dir jeredt', mein Mann un ick! Ach, du weeßt ja nich, deß ick wieder verheirat bin?“

„Mit wen denn, Mutta Pfeiffen?“

„Mit wen? Na, mit Quasseleujen! Du kennst’n doch ooch? Ihr seid ja beide zusammen in Hamburg jewesen.“

Der Friseur, dem die alten Zeiten wieder lebendig wurden, nickte drollig.

„Ja, bei de blauen Husaren^[32]!“

„Na sehste, Sehnchen! ... Un, wie du kaum wechjezogen warst, da kam er her ... ick jloobe, er war damals in de Winde^[33] jewesen, wo se’n det Arbeeten beibring’ wollten, wat se aber doch nich fertig jebracht ham. Denn hat ’a hier bei mir jewohnt un hat ’ne derart’je Latte uffjesummt,^[34] det ick schließlich nich mehr wußte, wat ick machen sollte! Raußschmeißen, det jing nich, denn hett’ ick mein’ janzen Zaster injebüßt! Na un eenes scheenen Dages, da kam er an un sagte: ›Wissen Se wat,‹ sagte er, ›wir kenn’ uns ja beede heiraten, Mutta Pfeiffen, denn bleibt et wenichsten in de Familie!‹ Ick wollte erscht nich, aber schließlich hab’ ick ma’ det iebalegt: denn warum nich? sagt’ ick mir, det er sechsunzwanzig is un du fünfunfzig, det is det allerwenigste! De Hauptsache is, det det Herz jung is! Na un da hab’ ick ihm jenommen!“

Albert lachte herzlich.

„Un was macht Ihr nu jetzt?“

„Jott!“ Die Alte hob, ihren Mund komisch zusammenpressend, ihre kurzen, dicken Arme in die Höhe, „seh mal, Sehnchen, den Rentierberuf, den hab’ ick wieder uffjem müssen ... ick arbeete wieder ... davor sorgt schon mein Jene!“

„Na, dis klappt ja!“ Albert zog die Nadel hervor, „Ihr vasteht Euch doch darauf, Mutta Pfeiffen, wat is ’n die wert?“

„Woll ’ne Wachspere, wat?“

„Nich janz! Ihr kennt se ja mal priefen.“

Die Augen der Alten leuchteten, als sie das Kleinod in die Hand nahm, von dem Albert den Blick nicht ließ. Und wohl eine Stunde dauerte es, bis sie über den Preis von fünfhundert Mark für die wohl mehrere Tausende im Wert habende Perle enig geworden waren.

„Des Haus ist offen, Sehnchen,“ sagte die Alte, als sie den Friseur hinausließ, „un wenn de mein’ Eujen sehn solltest, denn sagste ihm, er soll machen, det a ruffkommt, sonst komm’ ick mit ’n Hurra un hol ’n!“

Aber der Friseur kümmerte sich um nichts. Er war froh, als er raus war, aus dem Hause, in dessen Hof und Flur verdächtige Gestalten durch die Dunkelheit huschten.

Im Mai wurde dem Friseur ein kleines Mädchen geboren. Die Mutter, die viel gelitten hatte, lag noch wochenlang im Bett. Und wenn ihr Mann hereinkam und sie ansah, wie sich über ihrem blassen Gesicht, gleich einem silbernen Helm, das volle Haar türmte, dann beugte er sich hinab und küßte die schimmernden Strähnen, in deren Schönheit er heute noch so verliebt war wie an dem Abend, wo er und die Trude sich in dem kleinen Wohnzimmer zum erstenmal küßten.

Selbst seine Schwiegermutter war jetzt zufrieden mit ihm. Seine immer gleiche Liebe für die junge Frau, die Zärtlichkeit, mit der er das Kind auf seine Arme nahm, und der rastlose Fleiß, mit dem dieser stille, nüchterne Mensch seiner Beschäftigung nachging, rührten die alte Frau, die ihm heimlich ihr Mißtrauen, ihren Argwohn abbat.

Der alte Ladewig hatte nicht nachgelassen, bis sein Albert Innungsmeister geworden war, und der junge Friseur fing jetzt an, voller in den Wangen und in seiner ganzen Figur behäbiger zu werden.

Die Versuchung, seine so unheimlich geschickten Finger in fremde Taschen schlüpfen zu lassen, wandelte ihn auch jetzt noch hin und wieder an, aber was selbst der aufrichtigen Zuneigung zu seiner Frau nicht möglich gewesen war, das schien der Gedanke an sein Kind zu vermögen: Albert Hohstadt widerstand der Versuchung. Und es war ihm, als würde mit jedem Male, wo er sich glücklich überwunden hatte, seine Festigkeit größer und die böse Lust in ihm machtloser.

Da hatte er eines Tages Streit mit Trude, die sich einen, seiner Ansicht nach zu teuren Hut hatte machen lassen. Deshalb ging er rüber in die Stehbierhalle, traf da 'n paar Bekannte und kam in sehr fideler Stimmung wieder. Seine Frau, mit der er sich sofort wieder versöhnte, wollte ihn bewegen, seinen Spitz auszuschlafen. Aber da kam sie schön an. Was wohl die Leute denken sollten? Sie glaubte doch nicht etwa, daß er betrunken wäre? Nein, im Gegenteil, jetzt wollte er mal den Gehilfen zeigen, wie man arbeitet!

In der Nacht, die diesem Tage folgte, stand Albert Hohstadt heimlich auf, beugte sich über sein Weib und belauschte lange ihre festen, regelmäßigen Atemzüge. Dann ging er auf den Zehen in den Laden, zündete den Anthrazitofen an und verbrannte eine Brieftasche, deren Inhalt, fast zweitausend Mark, er in den nächsten Tagen, wie eine Katze ihre Jungen, von einem Versteck ins andere trug, bis er sie ruhig in sein eigenes Portefeuille steckte.

Und von nun an ließ es ihm keine Ruhe mehr. So war das Geld doch tausendmal leichter zu verdienen! Und immer gleich Summen! Denn,

wenn er nicht genau wußte, was einer bei sich hatte, faßte er nicht zu. Er arbeitete und war pünktlich im Geschäft, aber die Arbeit machte ihm keinen Spaß mehr. Diese Einnahmen von zwanzig, dreißig und fünfzig Pfennigen wurden ihm langweilig und ärgerten ihn. Und sein größter Kummer war, daß er jedesmal soviel Zeit zwischen seinen kleinen Nebengeschäften verstreichen lassen mußte. Der Kunde, dem er die Briefftasche abgenommen hatte, war vorher nie dagewesen und hatte sich auch nicht weiter blicken lassen. Wahrscheinlich war der Mann gar nicht auf den Gedanken gekommen, er könnte sie beim Friseur verloren haben. Aber der nächste – er hatte sein wohlgefülltes Portemonnaie eingebüßt – kam immer wieder und erkundigte sich. Noch eben war er dagewesen: er **mußte** es hier verloren haben! Schon drüben an der Ecke, wo er Zigarren kaufen wollte, hätte er es vermißt!

„Aber ich bitte Sie!“ hatte Albert Hohstadt gesagt, „Sie haben hier bei mir an der Kasse bezahlt, und dann sind Sie die paar Schritt bis zur Tür gegangen, da hätte es meine Frau doch sehen müssen, wenn Sie etwas verloren hätten!“

„Allerdings,“ sagte der Kunde nachdenklich „aber ich erinnere mich ganz deutlich, ich habe es hier,“ er klopfte gegen seinen Überzieher, „in die Tasche habe ich es reingesteckt!“ Der Friseur hatte ihn wirklich in dem Augenblick bestohlen, als er die Glastür absichtlich ungeschickt öffnete, den Kunden dabei etwas anstieß, um ihn dann mit einer höflichen Verbeugung zur Tür hinauszulassen.

Als der Herr, sichtlich unzufrieden, gegangen war, fragte Albert Hohstadt noch einmal seine Gehilfen, ob sie etwas gesehen hätten, was diese natürlich verneinten.

Indem tönte das Gong, und Albert Hohstadt hörte, wie jemand den entgegeneilenden Lehrling nach ihm fragte.

Er trat aus dem Herrensalon auf den Gang hinaus.

„Herr Hohstadt, ja?“

Der Friseur sah den Besucher an und wurde bleich.

„Womit kann ich dienen?“

„Ich hätte Sie mal allein zu sprechen.“

„Bitte sehr!“

Der Friseur ging voran, seine Knie wankten.

Wie sie in dem kleinen Wohnzimmer waren, holte der Besucher eine ovale Blechmarke hervor und sagte:

„Ich bin von der Kriminalpolizei.“

Albert Hohstadt hatte sich gefaßt. Er holte tief Atem, dann sagte er scheinbar ganz gleichmütig:

„Na und? Was wünschen Sie denn von mir?“

Aber der Beamte sah ihn nur an und schüttelte den Kopf.

„Mensch, was machen Sie für Sachen!“

Der Verbrecher, in dem die Wut erwachte, sagte mit gereizter Stimme:

„Na, was is denn? Woll’n Se sich nich jefälligst ’n bißchen deutlicher erklären?!“

„Erklären?“ sagte der Kriminalpolizist, „noch deutlicher?“ sein Blick ließ die Augen des Friseurs, die ihm ausweichen wollten, nicht los. „Ich komme eben aus der Ackerstraße, wo wir die Mutter Pfeiffer abgeholt haben ... hm? ...“

Die Haltung des Friseurs veränderte sich mit einem Male. Der blasse Albert stand plötzlich da, dem es durch den Kopf schoß, ob er den Greifer nicht über den Haufen rennen und teilachen könne.

Aber dann sah er sich um, sein Gesicht wurde schlaff, und seine Muskeln erlahmten. Und durch die tobende Nacht seiner Gedanken blitzte nur das eine Licht: Gott sei Dank, daß die Trude jetzt nicht da ist!

...

„Na, nu komm’ Se man!“ sagte der Beamte.

„Ich will mir bloß noch’n Hut holen, Herr Kommissar, un da nebenan schläft mein Kind drin, das möcht ich Atjöh sagen.“

„Aber keine Dummheiten machen,“ drohte der Beamte, „vorm Hausflur stehn auch zweie!“

Der blasse Albert schüttelte den Kopf, dann ging er ins Schlafzimmer. Dort küßte er sein Kind und benetzte das kleine Gesicht mit seinen Tränen. Dann nahm er die Flasche mit konzentrierter Sublimatlösung, die er zum Reinigen seiner Instrumente brauchte, von der Waschoilette und trank sie auf einen Zug leer.

Die Schmerzen kamen sofort. Aber er hielt sich aufrecht, bis er an die Droschke kam, die inzwischen einer von den anderen Beamten geholt hatte.

„Donnerwetter,“ schrie der, der neben ihm ging, als der blasse Albert zuckend in den Wagen fiel, „er hat sich vergiftet!“

Und unter dem Zusammenströmen einer immer mehr sich sammelnden Menschenmenge trug man den Sterbenden zurück in seinen Laden.

Floras Freund

Also, wenn du die nich hast, elektrische Kenntnisse, meen' ick, denn brauchste deine Neese janich erscht rinstechen in den Salat! Elektrische Kenntnisse, det is heite de Hauptsache bei det Jeschäft, Mensch, sag' ick dir! Un wenn de mir det nich jlooben wißt, denn frage mal Flora'n ... wat, Flörchen?“

Die etwa dreißigjährige Frau, die in Hemd und blauweißgemusterter Matinee der Verhandlung als dritte beiwohnte – sie lag auf der Chaiselongue und rauchte mit spöttischem Munde – öffnete jetzt ihre noch immer hübschen Lippen zum Reden, wurde aber im letzten Augenblick daran gehindert: es klingelte heftig, in ganz bestimmtem Takt und Abstand.

Emil, der „Flieger“ – „ick bin hundertfuffzehn Mal über'n Feind jewesen!“ – fuhr wie eine Rakete aus dem „Arbeitszimmer“ seiner Freundin Flora, in deren recht bequemer, westlich gelegener Wohnung dieses Konzilium stattfand, hinaus und kam nach kurzer Zeit zurück mit der Meldung:

„Krapotkin und die blaue Maus sind vaschütt!! ... sind jestan Abend in de Nürnberger Diele hinter ihren Affen her ... weil der nich mehr richtig schippen wollte. Da hat se Kopp jejriffen, der jrade bei leile^[35] jing un uff kesse Väter^[36] spannte ...“

Flörchen reckte verzweifelt ihre schön geformten Arme in die Höhe, von denen kokett die Spitzen zurückfielen.

„Mensch, Emil, wahaftich, du fällst ma uff de Nerven mit dein Jesabbre! Dazu mußte doch jleich noch'n Lexikon von de Verbrechersprache schreiben! Wie soll dich denn unser Freund, der eben erst reingetreten is in die Mischpoche, wie soll der dich denn verstehn?!“

Sie winkte dem großen, starken Menschen, der trotz aller Abgeschabtheit seine Kinderstube nicht verleugnen konnte. Der setzte sich, in der Absicht, die innere Scheu zu überwinden, lachend an Flörchens Seite, deren auffallend kleine gepflegte Hand den drahtigen Körper des Mannes ungeniert lieb kostete!

„Also, Puppe: Krapotkin is en Russe, so einer, wie unser Aribertchen, der vorhin mit in der Weinstube war, bei den man auch nie weiß, in wen seine Tasche er die jeehrten Pfoten drin hat ... und die blaue Maus – huch nein! Das is so einer, da sprech' ich überhaupt nich drüber! vom

and'ren Ufer: *de l'autre côté, comprenez, mon bibi?* ... Na siehste! Und die beiden waren hinter einen her, dem sie schon so viel abgenommen haben, daß er jetailacht is, das heißt, er ist ausjerissen, er hat es nich mehr wissen wollen! Na, da hat Kopp, der Doktor und Kriminalkommissar (der die Fünfunsiebziger bekneistet), der is jrade da lang jekommen. Also, der hat sie einjladen, die beiden, ihn doch mal zu besuchen! Aber weißte, Emil, du kannst nu 'ne Fliege ansagen! Geh' rüber bei Muschi mit de Schmachtlöcken un kauf' dir Zigaretten ... ich habe unsern neuen Freund noch privatim 'was mitzuteilen!“

Emil schob ab. Mit einer Bemerkung, die ihm eine Beule eintrug – denn Flörchen traf mit dem rasch abgezogenen Hackenpantoffel seinen Kopf wie ein Kunstschütze.

In der Weimaranerstraße verblaute die Nacht in mattheller Frühe. Die Sipopatrouille war gerade um die Ecke, da kamen Emil und der Neue – Emil mit einer ziemlichen Handtasche – die Straße herauf.

„Deine Kanone haste doch bei dir, Willi, wah'? ... Na, ick meene dein' Revolver oder Browning, wat de nu jrade hast ...“

Der andere nickte. Er sprach überhaupt wenig. Jetzt deuteten seine schmalen Lippen den Kampf an, den letzten Kampf einer Menschenseele mit dem Bösen.

„Hier is et ... du! ... aber komm weiter! ... los! ... weiter ... Du darfst doch nich jleich stehn bleiben, du Linkmichel!“ Sie gingen langsam, drehten bedächtig um und waren im Hui über den eisernen Zaun.

„Zwei Uhr ... un schon so helle ... verdammt nochmal! ... Man los, Willi, los!“

Auf dem Balkon hatte „der Neue“ sofort die Alarmsicherung gefunden und die Kontaktdrähte zerschnitten ... Die Rolljalousie hob sich kinderleicht ... Und die Jasminsträucher, duftend aus blassen Kelchen, schützten und verbargen die menschlichen Schatten.

Drinnen: tiefes Dunkel, nun von der Taschenlampe hell aufgerissen – Da drüben ein Büfett – Servante – kleiner Intarsienschrank – Die Stemmeisen splitterten edles Holz und antike Arbeit – die Minuten, jede kostbar, litten keine Achtung vor Kunst und altem Handwerk.

„Vadammt, Mensch! 'n bicken Silber, sonst weiter janischt? ... pack' den Mist in, da!“ Emil schob die offene Ledertasche dem andern hin, der stand und starrte ...

„Na, wat kiekste denn, du? ... wißte hier Studien machen?! Die Teppiche, die kriejen wa ja doch nich wech, wa haben ja keen Wagen ... da! ... da! ...“

Er hatte plötzlich den kleinen, in die Wand eingebauten Geldschrank entdeckt. Stürzte wie ein Geier drauf zu! Holte die Werkzeuge aus der Tasche und blieb – als griffe gleich einer Zange irgendwelche Vorstellung in seinen Entschluß – plötzlich zur Seite stehn.

„Det kannst du ooch machen, Willi! ... Da kannst jleich zeijen, ob de dir uff’n Mooskuppen (Geldschrank) vastehst!“

Der andere, von Beruf Ingenieur, griff ruhig zu. Er hatte nach dem Kriege, der ihn aus seinem Beruf riß, keine rechte Arbeit gefunden. Die letzten Wochen hatte er gehungert. Besaß längst keine Wohnung, auch nichts mehr an Kleidern und hatte wenig oder gar keine Aussicht auf Hilfe ... Obdachlosigkeit – Straße – Nacht – Flora – Emil – Einbruch – so hieß seine letzte Logik ... Er lachte dumpf, als er nun geschickt das Werkzeug an die schwache Schrankplatte ansetzte.

Knacks! ... Die kleine Tür in der Wand, schräg vergoldet vom Lichtstrahl der Taschenlampe, die Emil hielt – die Tür sprang auf – und ein gewaltiger Knall erschütterte die Luft!

Dicker, schwarzer Schwaden füllte das große Zimmer, aus dem es unter hochgehobener Jalousie hinaushuschte in den weißlich aufdämmernden Morgen.

Ein Dienstmädchen allein in der Wohnung, deren Inhaber verweist waren. Die blonde Kleine stürzte im Hemd in das Arbeitszimmer des Hausherrn. Sie machte Licht – –

Da schwebte bläulich wogend, wie Wiesennebel, über dem grünen Teppich der Pulverdunst. Im Nebel lag ein Mensch, groß, hager, sehnig, gerade ausgestreckt, auf dem Rücken. Das vom Selbstschuß aus dem Wandschrank getroffene Gesicht war von der Stirn bis zum Kinn eine gräßliche Wunde, aus der unablässig das Blut auf den lichtgrünen Smyrna rieselte.

Masken

Ein leises, wehmütiges Rauschen ging durch das Laub der Bäume. Das Gras auf den großen Rasenflächen des Tiergartens war noch grün, aber die Vögel sangen nicht mehr; nur hier und da sah man noch eine Amsel, die schnelldühpfend nach Würmern stach.

Die junge Dame, die dem schwarzgefiederten Tierchen mit goldgelbem Schnabel zusah, hatte den vom bunten Seidenhut überschatteten Kopf träumerisch zur Seite geneigt; man sah nur die opalfarben schimmernden Felder des aus Tagalstroh und Brokatband gewobenen Hutes und ein wenig von der Lockenfrisur ihres aschblonden Scheitels. Auch ein Stück von ihrem lichten Halse ward sichtbar über dem dunkellila Kostümjackett, das so tadellos die entzückende Figur umschloß.

Hinter ihr, von Charlottenburg her, kam ein elegant gekleideter junger Mann, der Posto faßte und, den gelben Stock mit der Walroßzahnkrücke in den braunen Glacés auf dem Rücken haltend, interessiert hinüberblickte nach der eleganten Gestalt dort drüben am Rasenbord ... Er überlegte einige Augenblicke, dann schritt er mit entschlossener Bewegung vorwärts, gerade auf die Dame zu.

Erschrocken wandte sich die in ihrem Sinnen Gestörte, und ein vorwurfsvoller Blick folgte dem Schlanken im hechtgrauen Promenadenanzug mit den schmalen, vornehm chaussierten Füßen.

Da drehte sich der schwarze Männerkopf. Die Rechte griff wie entschuldigend an den schmalrandigen englischen Hut und – im nächsten Augenblick war der Herr wieder bei der Dame, die mit leisem Aufschrei zu taumeln schien.

„Was ist Ihnen, Gnädigste?“

Er geleitete sie ritterlich zu der nahen Sitzbank, wo sie sich mit einem schwachen Aufseufzen niederließ.

„Ich war lange krank ... und der Schreck ... ach! ...“

Ein zartes Rot färbte ihre Wangen.

Hoffentlich sei er es nicht gewesen, der sie so erschreckt habe? – O nein! Es wär' ja auch schon wieder gut! ... sie würde gleich weitergehen.

Dabei begegnete ihr blaues Mädchenauge im scheuen Aufblick seinem schwarzen Gefunkel, mit dem er eben das Rubingehänge im

freien Ausschnitt ihres Kleides taxierte, das wie kostbare Blutstropfen auf der weißen Haut schimmerte ... Dazu die Toilette und die von keiner Kosmetik verdorbene Blütenfarbe ihres unschuldigen Gesichtchens – wahrhaftig, Hans Theobald v. Ostenwick, Baron von eigenen Gnaden, hatte wieder einmal Glück gehabt und – *damn your eyes!* – er wollte es ausnutzen!

Das junge Mädchen hatte sich inzwischen aufgerichtet. Ihr Busen hob und senkte sich, als sei das Leben jetzt wieder voll in ihr junges Herz zurückgekehrt. Sie sah ihren Kavalier mit dankbarem Blick an, den er feurig erwiderte ...

„Seien Sie nicht böse, mein gnädiges Fräulein, aber was mich wundert, ist, daß Ihre Angehörigen Sie so allein fort lassen, wo Sie noch leidend sind?“

Sie begriff den Zweck seiner Frage sofort, und mit einem Lächeln, das er sich in seiner Weise deuten konnte, erwiderte sie: „O, ich habe niemand! ... Ich stehe ganz allein ...“

Ihre langen Wimpern senkten sich, und der süßrote Mund zuckte wie in verhaltenem Weh. „Das ist sehr traurig ... wenn man noch so jung ist ...“

„Ja,“ sagte er, dem sie jetzt wirklich leid tat, „sehr traurig!“

„Gott sei Dank hab’ ich Vermögen!“ seufzte sie.

Ah! ... Also richtig, Vermögen hat sie! Na, das hatte er ja von vornherein gewußt! Die Sache wurde wirklich immer interessanter!

„Ja, aber wenn ich auch nicht gerade arbeiten muß für meinen Lebensunterhalt,“ plauderte sie mit ihrem müden, resignierten Stimmchen, „es ist doch sehr schlimm für ein junges Mädchen, wenn sie so gar niemand hat ... ich bin gewiß nicht prüde! Aber vieles, was man in Gesellschaft seiner Angehörigen ruhig mitmachen kann, das bleibt einer einzelnen Dame ein für allemal verschlossen.“

„Ja,“ sagte er mit einem Lächeln, das unter dem schwarzen, wohlgepflegten Schnurrbart die sehr starken weißen Zähne sichtbar werden ließ, „das kommt doch aber nur auf die betreffende Dame an! ... Einer oder der andere Mensch findet sich immer, dem man vertrauen kann und der einem gern zur Seite steht!“

Ihr etwas langes, aber pikantes Näschen mit der kleinen Sommersprosse auf dem linken Flügel vibrierte in leisem Lachen:

„Möchten Sie vielleicht der eine oder der andere Mensch sein?“

„Ja,“ rief er enthusiastisch und innerlich ganz begeistert, „ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, mein Fräulein, mit allem, was ich habe!“

„Von dem letzteren werde ich kaum Gebrauch machen können!“ Sie zog die starken, blonden Brauen ein wenig in die Höhe. „Sie müssen mir überhaupt gestatten ... ich meine, ich werde Sie nur so lange bemühen, wie ich selber es möchte?“

„Aber ja! ... selbstverständlich!“ versicherte er, der von seinen Fähigkeiten als Don Juan so überzeugt war, daß er im geheimen über „die Naivität der Kleinen“ lächelte.

„Dann möcht’ ich vor allem etwas genießen!“

Sie erhob sich und sagte im Davonschreiten: „Ich brauche wohl nicht erst bemerken, daß bei unserm Zusammensein jeder seine eigene Kasse führt.“

Er nickte, aufs angenehmste berührt. Was er hörte, bestärkte ihn nur in seiner guten Meinung von der neuen Bekanntschaft: das war ein reizendes kleines Schäfchen, mit dem man sich nicht nur ein Weilchen amüsieren, nein, das man zum Schluß auch gehörig scherzen konnte! Aber Vorsicht! Und sie nur ja nicht vor der Zeit scheu machen!

Ein Auto kam die Chaussee herauf. Das ließ er, den Arm erhebend, halten. „Zu Dressel!“

Und er hob die kleine, seidenrauschende Fee hinein, als sei sie eine Feder.

Sie sah ihm so freundlich in die Augen, daß sie während der geringen Fahrzeit kaum zum Reden kamen ... Die Herbstsonne schien warm und lustig, als freue sie sich über die beiden hübschen Menschen, die sich so schnell gefunden hatten.

In der behaglichen Nische des alten Weinlokals, auf bequemen Polstern, kam die Unterhaltung rasch wieder in Gang ... Ab und zu legte er seine etwas breite Hand im Gespräch auf den molligen Arm, der aus dem grauen Voile hervorlugte, aber sie verstand es jedesmal, diese versteckte Annäherung ohne die geringste Empfindlichkeit abzuwehren ... Das Gespräch führte sie. Seine Themen reichten nicht über die Tagesereignisse und ein paar Lese Früchte aus den Witzblättern hinaus ... Sie wußte und kannte alles! war überall gewesen und hatte alles gesehen! ... Sein zweifelhafter Beruf hatte ihn auch in mancher Herren Länder geführt, aber er hatte nichts als klingende Andenken und Erinnerungen an ein oder das andere Gefängnis mit heimgebracht.

Deswegen imponierte sie ihm gewaltig mit ihren Kenntnissen, ihrem Esprit. Und mit einer gewissen Schadenfreude dachte er daran, daß er sie zum Schluß trotz alledem erobern und so hochnehmen würde, daß all ihr Witz und Geist sie nicht vor seiner Gaunerfrechheit bewahren könnten.

Indem drückte sie auf den elektrischen Telegraphen und der Kellner kam ... „Wir wollen Sekt trinken!“ lachte sie, und in ihrer Heiterkeit klang schon das Girren eines leisen Rausches, „natürlich französischen!“ Sie bestimmte die teuerste Marke.

„Den zahle ich!“ setzte sie hinzu, als der Schwarzbefrackte hinter der Gardine verschwunden war.

Zum erstenmal stieg es in ihm auf, wie leise Ungewißheit. Aber dann kam der Kellner, brachte den Champagner, goß ihn in die funkelnden Schalen und zog sich wieder diskret zurück.

Da hob sie das schäumende Glas ihm entgegen und sagte mit ihrem sonnigsten Lächeln:

„Na prost, Fritze!“

Hätte sich das schöne Mädchen urplötzlich in einen Kriminalbeamten verwandelt, der statt der Sektschale die blecherne Erkennungsmarke emporhielt, der imitierte Baron hätte nicht entsetzter emporfahren können!

„Na ja, du dummer Kerl!“ lachte sie leise, „kennst du wirklich die Mietze Müller nicht mehr? Du bist doch mein erster Bräutigam gewesen un hast Äppel un wer weiß was sonst noch alles für mich jemaust!“

Da fiel er, als habe er plötzlich sein Rückgrat verloren, auf den Stuhl nieder.

„Du bist det? ... Mensch, ick denke, mir laust der Affe! ... Du?! ... Na, komm doch mal her! Laß dir doch mal 'n bisken jenauer bekneisten!“

„Pst!“ machte sie und rückte vor seinen zudringlichen Fingern ein Stück fort, „das Berühren der Figüren mit den Pfoten is verboten ... Wir können uns ja auch so ganz gut unterhalten! Und den Traum, daß ich 'ne verlaufene Kommerzienratstochter mit offenem Herzen und dito Portemonnaie bin, den haste doch nu hoffentlich ausgeträumt! ... Ich bin die Gräfin Wanda Piotkowska, zu dienen, oder auch die Baronin Maria von Hochfelde, ganz wie Eure Gnaden belieben!“

Dabei verneigte sie sich mit vollendeter Anmut und trank abermals ein ganzes Glas Sekt.

Er blieb ihr nichts schuldig, stellte sich unter den verschiedenen Titulaturen vor, die ihm geholfen hatten, die dummen Adelsanbieter hinters Licht zu führen und zu begaunern.

„Aber ich hätte dich nie wiedererkannt, Mietze!“ wunderte er sich ganz ehrlich.

„Ich dich aber sofort! ... Schon auf der Bank im Tiergarten. Und den ganzen Weg habe ich mich auf dein dummes Gesicht gefreut, wenn ich loslegen würde als Mietze aus'n Produktenkeller ... aber der Sekt is alle! Die nächste Pulle gibst du, hörste?!“

Er lachte geschmeichelt, daß sie ihn als Kollegen anerkannte, rief den Kellner, der mit jener Schnelligkeit, die in gut geleiteten Lokalen oft so überraschend wirkt, den Wein brachte.

Sie zechten wacker und erzählten sich ihre Lebensschicksale, besonders das noch so junge Mädchen hatte mit ihren stupenden Gaunerstreichen die Behörden aller Länder – bisher allerdings vergeblich! – in Bewegung gesetzt. Und so gut ihr Jugendfreund das Trinken verstand, sie war ihm auch darin über. Eben bestellte sie die dritte Flasche, als in der Nachbarnische Stühle gerückt wurden. Offenbar ließen sich auch dort Gäste nieder.

Der Pseudobaron machte seine Freundin darauf aufmerksam. Sie winkte nur mit ihrer niedlichen, von Juwelen funkelnden Hand:

„Ich kenn' das Lokal! Hier stört uns keiner!“

„Na denn los!“ meinte er, sie mit seinen dunklen Augen verschlingend, „aber 'n Kuß könntste mir doch wenigstens geben!“

„Kost' tausend Mark!“ schnarrte sie, „äh, lieber Freund, hat auch jar keinen Zweck! wahrhaftig nich!“

Durch ihr Widerstreben erst recht verliebt gemacht, drang er so lange in sie, bis sie ihm den Kuß – aber auch nur den einen! – versprach, wenn er ihr ein wirklich gelungenes Gaunerstückchen erzählen würde.

Er überlegte. Was er bisher zum besten gegeben hatte, war fast nur Phantasie. Es widerstrebte seiner mißtrauischen Natur, selbst der Kollegin vom Fach gegenüber mit seinen wahren Erlebnissen herauszurücken. Er hatte sich ihrer, als einer Kinderbekanntschaft, auch absolut nicht erinnern können; aber er sagte ihr das nicht, weil er ihr den Vorzug des so viel besseren Gedächtnisses nicht lassen wollte ... Trotzdem, sie war zu reizend! ... Und der reichlich genossene Sekt tat seine Wirkung, löste die Hemmungen der Vorsicht und der Angst vor Entdeckung in seinem Hirn. Sollte er wirklich morgen Berlin verlassen,

ohne diese entzückende Jöhre geküßt zu haben? ... Und dann, er konnte ja die Namen und Ortsbezeichnungen weglassen bei seiner Geschichte! Denn nun kitzelte es ihn, den großen Coup zu erzählen, den er erst vor drei Tagen hier ausgeführt und der ihm die Taschen mit braunen Lappen vollstopfen sollte bis obenhin! ... Er horchte noch einmal nach der Nebennische hin, dann fing er an mit seiner Geschichte.

Er hatte durch Zufall die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der offenbar auch durch Diebstahl oder Schwindel in den Besitz eines Pfandscheines über ein Perlenhalsband von immensem Wert gelangt war. Diese Kostbarkeit war von einer hochstehenden Person lombardiert und von dem, der darauf Geld geliehen hatte, für anderthalbtausend Mark versetzt worden. Dieser letzte schien den Verlust des Pfandscheines noch nicht einmal gemerkt zu haben, oder er konnte aus sonst einem verwickelten Grund nicht eingreifen – genug, der einstige Kartonarbeiter Fritz Becker hatte ihn in seiner Tasche, diesen wundervollen Perlenschmuck, den er der Freundin jetzt zeigte.

Mariechen war hingerissen! Sie legte die herrlichen Orients, die so tadellos gleichmäßig und fleckenrein waren, um ihren schönen Hals, drehte sich um und bewunderte echt weiblich ihre verdoppelte Schönheit in dem kleinen Nischenspiegel. Dabei warf sie ihr Sektglas vom Tisch, das klingend zerbrach ...

„Und der Kuß?“ drängte der Hochstapler.

In diesem Augenblick teilten sich die Portieren der Nische, ein nett aussehender Herr stand dazwischen, in der Rechten einen gespannten Browning, der sagte:

„Ich bedaure unendlich, meine Herrschaften, Sie in Ihrer angenehmen Unterhaltung stören zu müssen! Aber Pflicht ist Pflicht! Sie werden mir hoffentlich mein Amt nicht erschweren ... ich bin Kriminalkommissar!“

Nun traten hinter dem ersten noch zwei Männer in die Nische, die mit fabelhafter Geschicklichkeit dem Pseudobaron die stählernen „Armbänder“ um die Handgelenke legten ... Der war ganz fassungslos und blickte verstört auf seine schöne Freundin!

Die winselte vor Angst! „Herr Kommissar! ... Ach nein, bitte, bitte ... ich ... ich doch nicht! ... nicht wahr, Liebling,“ sie wandte sich an den Gefesselten, „ich habe doch nichts ... ich habe doch nichts getan!“

Den „Liebling“, der jetzt heftig protestierte und nicht mit wollte, zogen auf einen Wink des Kommissars die Beamten schnell hinaus.

Und sofort änderte sich die Szene:

„Was sagen Sie nun, Herr Kommissar, habe ich das Ding nicht glänzend gefingert? ... wie? ... das soll mir mal einer nachmachen!“

„Vor allen Dingen geben Sie erst mal das da her!“ sagte der Beamte und half der Blonden das Schloß der Perlenkette lösen; „so ... das hat uns wahrhaftig Mühe genug gekostet!“ Er schob es mit dem auf dem Tisch stehenden Etui in die Brusttasche, „aber alles, was recht ist, Sie haben Ihr Geld verdient!“ Er nahm aus seinem Portefeuille ein paar Scheine und reichte sie ihr. „Mein Kompliment, Mademoiselle, Sie sind ein Satan!“

Die süße Blonde knixte tief: „*Merci bien, Monsieur!* Wenn Sie wieder mal etwas brauchen!“

Weiße Nelke

Die Rasenflächen in den Anlagen funkelten in der Nachmittagssonne und das helle Grün der Frühlingsbäume gab mit dem leuchtenden Weiß ihrer Blüten und dem Blau des Firmamentes ein heiteres Konzert, in das die Finken und Drosseln freudig einstimmten.

Rechts war die breite Straße, auf der die Elektrischen mit kurzem stampfenden Klingelton hin- und hersausten. Die roten Sprengtonnen mit ihren blaugekleideten Führern fuhren langsam und dämpften mit ihren sprühenden Wassern den Staub der Straße. Und rechts und links, zu beiden Seiten des breiten Dammes, schob sich die Masse der Ausflügler gemächlich dahin, unter den alten Rüstern und Platanen, die mit ihrem jungen Grün den Sonnenstrahlen wehrten.

An der Selterwasserbude, nahe bei der Stadtbahnunterführung, standen zwei Mädchen in hellen, geputzten Kleidern, die Sonnenschirme aufgespannt über den auffallenden Hüten und mit sehr ungenierten Blicken die Vorübergehenden musternd.

„Wat will denn der?“ sagte die jüngere, keck auf einen Herrn deutend, der sich die Mädchen ebenfalls ansah.

„Pst!“ machte die andere – sie war älter und wohl auch erfahrener – „det stinkt nach Sitte ... siehste woll, er kommt ran!“

Die jüngere machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen, aber ihre Kollegin hielt sie am Arm fest.

„Um Jotteswillen nich, Irete! ... Wat kann der dir denn?! Allens, aber nich türmen!“ sie flüsterte, „lach’n mal ’n bicken an, er will am Ende bloß mitjehn ...“

Die jüngere, die nebenbei auch kleiner war als ihre schwarzhaarige, langnasige und wenig anziehende Begleiterin, gab ihrem zartfarbigen Gesicht einen schwärmerischen Ausdruck und lächelte wie ein Kind, das seinem Freunde begegnet. Dabei richtete sie sich auf, schob ihren hübschen Busen vor und wandte das blaue, leuchtende Auge nicht von dem Näherkommenden.

Das war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren. Groß, sehr stark in den Schultern und mit leichtem Bauchansatz. Sein Benehmen hatte etwas außerordentlich Sicheres, und man gewann den Eindruck, als habe er seine Muskeln und Nerven vollkommen in der Gewalt. Wie er die koketten Bewegungen der kleinen Blondin sah, lächelte er.

„Na“, meinte das ältere der beiden Kontrollmädchen, dessen schwarze Augen einen stechenden, auf böse Instinkte deutenden Ausdruck hatten, „Sie wollen woll ooch eens ›mit ohne‹ trinken?“

Er antwortete ihr gar nicht und sagte zu der kleinen Hübschen:

„Komm mit!“

„Nee“, erwiderte die halb ängstlich, halb trotzig, „will ick denn?“

Die ältere stieß sie heimlich an: sie sollte doch mitgehen. Aber die Blonde fürchtete sich:

„Ick jeh nich mit! ... heite ibahaupt nich! ...“

„Hm“, machte der Mann, der einfach gekleidet war und einen sehr starken Stock, einen jener aus Papiermaché mit Stahleinlage gefertigten Lebensretter trug, „denn kuck mal her!“

Die Kleine wurde blaß.

„Wat hab ich denn jemacht?!“ sagte sie weinerlich, „hier, meine Freundin Tekla, die war doch bei ... det ick nischt jemacht habe! ... man wird doch woll noch jehn kennen! ... wat woll’n Se denn von mir?“

Schon blieben Passanten stehen, zwei junge Männer kamen auf die Verkaufsbude zu, und die alte Frau, die drin saß, bat, man möchte doch ein bißchen bei Seite treten.

„Also los!“ sagte der Beamte, „ich hab’ nich soviel Zeit!“

„Na, denn adjöh, Tekla ... uff Wiedersehn! ... Se könn’ ma ja nischt! ... adjöh! ...“ Die Blonde schob der Schwarzen beim Abschiedshändedruck rasch das Portemonnaie zu, was der Kriminalist absichtlich übersah.

Dann ging sie mit ihm mit, nach der Stadt zu. Und war nicht wenig überrascht, als er einige hundert Schritt weiter in ein kleines Gartenlokal einbog und sie aufforderte, in einer der Fliederlauben des alten Gartens neben ihm Platz zu nehmen.

„Also wollte er doch weiter nischt!“ jubelte sie innerlich und betrachtete voller Freude die Hühner, die hier, in diesem noch ganz patriarchalischen Lokal zwischen den Tischen und Stühlen umherliefen und um Brotstückchen bettelten. Es war ein Kraftmesser da, dessen dumpfe Schläge in das Gespräch der beiden dröhnten, und am Ende des Gartens, neben dem Karussell und der Schießbude standen Erwachsene und Kinder vor einem hohen, drahtvergitterten Käfig, in dem zwei Paviane ihre blauroten Gesäßschwien und noch andere Späßchen produzierten, die mit Gelächter und derben Scherzen kommentiert wurden ... Dazu dudelte der Leierkasten des Karussells und beim

Blumenlotto quietschte aus einem Phonographen die Stimme eines Sängers herzerreißend.

Die blonde Grete war jetzt fest überzeugt, daß der Kriminalbeamte sich einer Übertretung seiner Amtsbefugnisse schuldig gemacht hatte, indem er sie arretiert habe, nur um mit ihr zu poussieren. Übrigens wollte sie alles tun, sogar die Nacht bei ihm bleiben, um morgen früh sofort nach dem Alexanderplatz zu fahren und ihn zu denunzieren bei seiner Behörde ... Wenn's noch der in ihrer Straße gewesen wäre! ... Aber so einer, n' janz fremder! ... das wäre ja noch varrickta!

„Haben Sie nich im vorigen Jahr auf'm Alexanderplatz im Café Königsstadt verkehrt?“ fragte der Beamte, ihre kleine, mollige Hand tätschelnd.

Sie nickte, sah ihn groß an und fragte:

„Haben Sie mir da jesehn?“

„Ja, weiße Nelke!“

Sie wurde unter der Schminke rot:

„Dis wissen Se ooch?“

Daß er ihren Schemen (Spitznamen) kannte, den ihr Boulettenmaxe, ihr damaliger Liebster, gegeben, das machte sie einfach baff.

Indem sprach der Beamte auch von ihm, dem Zuhälter ... Sie ginge wohl nicht mehr mit ihm? ... Schon lange nicht mehr ... So? ... Weshalb denn? ...

Schrill auflachend und mit einer Röte, die ihr bis in die gekräuselten Haarlockchen emporstieg, sagte sie hastig, in sich überstürzenden Worten:

„Der? ... der? ... hahaha! ... Mit den faulen Kopp wer' ick doch nich mehr jehn! ... Det is doch Dalles von oben bis unten! Un krank is a ooch! ... Son Schlamassel! ... Nee, wissen Se, den stoß ick nich mehr mit de Fußspitze an, wenn ick 'n sehe ... Er jeht mit die vasoffne Klara! ... Det olle Paket, zu die paßt er jrade! Die hat ooch schon keene Neese mehr in't Ponim! ... Und wenn se erscht janz fertig is, det man den Raupenfraß durch 'n Schleier durchsieht, denn kenn' se beede zusamm' jehn uff de Hefe mit'n Leiakasten! ... Un wenn se bei mir komm'n, denn schmeiß' ick 'n Sechsa runta! ...“

Es war nicht schwer für den Kommissar – ihr gegenüber hatte er sich als einfachen Kriminalschutzmann ausgegeben –, aus dem wütenden Gezisch der Prostituierten die helle Eifersucht herauszuhören. Und er hatte sie aufgesucht, weil er wußte, daß sie zu Boulettenmaxe, der wegen

schwerer Straftaten gesucht wurde, in Beziehung stand oder doch gestanden hatte ... So, wie sie war, wollte er sie gerade haben, auf die Wut ihrer verratenen Liebe baute er seinen Plan.

„Die Klara ist vorgestern in die Charité gebracht worden, wegen Tobsucht“, sagte er langsam, scheinbar ohne jede Absicht.

In ihrem bei aller Jugend schon vom Laster markierten Gesicht kam und ging die Farbe. Aber ihre Lippen, die sich bewegten, wie wenn sie reden wollten, blieben dennoch still.

„Ich will Ihnen was sagen“, meinte der Kommissar eindringlich, „Sie können da zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: einmal rächen Sie sich, und zweitens übergeben Sie einen schweren Verbrecher der Gerechtigkeit ...“

Ihr höhnisches Lächeln belehrte den Kommissar schnell, daß die moralischen Gründe sicherlich nicht die Wage in Gretes Herzen herunterziehen würden, auf deren anderer Schale die Erinnerung an ihren ehemaligen Zuhälter lag. So setzte der Beamte hinzu:

„Und ein Fünfundzwanzigmarkschein, den ich Ihnen dafür auszahlen könnte, der ist am Ende auch nicht zu verachten!“

Sie war ganz unschlüssig. Über die Dirnentreue, die in ihren Luden, besonders wenn sie nebenher Verbrecher sind, Helden sieht, kam sie offenbar nicht so leicht hinweg. Auch wußte sie, daß der starke Korpsgeist dieser Kreise ihr das Leben nachher schwer genug machen würde. Aber das Temperament dieser kleinen Blondinen mit den blaßrosa Wangen war stärker, als all ihre Ängste und Bedenken. Und so machte sie ihren Pakt mit dem Kriminalkommissar.

Der empfing am vierten Tage danach einen Brief, in dem hieß es: „Komm Sie heute Abend zehn Uhr zu mir, Palissadenstr. 102 dritte Hof, rechter Aufgang, vierte Etage, rechts die dritte Tür. Aber mehr, den er iß sehr stark.“

„Na, Bieh da doch aus!“ schmeichelte die weiße Nelke, während sie sich an den auffallend schön gewachsenen Menschen anschmiegte, über dessen langer, spitzer Nase zwei wahre Dolchaugen funkelten.

Er nahm den runden, steifen Filzhut ab und entledigte sich des langen Paletots von heller Farbe, wobei sein Schoßrock, zurückgleitend, ein starkes, in der Scheide getragenes und hinten am Beinkleid befestigtes Dolchmesser sichtbar werden ließ ...

„Trägst du denn das noch immer?“ fragte sie, während ihr rundes Gesichtchen einen Schein blasser wurde ...

„Na, Sache! ... Bei mir jibbts Röteln (Blut), wenn 't nicht anders geht ...“ Er nahm, immer mit denselben schnellen, wie geschliffenen Bewegungen ein silbernes Etui aus der Brusttasche und zündete sich eine Zigarette an. Dann setzte er sich auf's Sofa, trank von dem Bier, das sie ihm eingoß, und zog sie spielend aufs Knie ...

Das Fenster der Mansarde stand offen und die warme Luft der Mainacht schwellte die weißen Mullgardinen. Auf dem Tisch, zwischen dem Photographiealbum und einem Teller mit belegtem Butterbrot, stand die Lampe, deren Licht ein Schirm aus rotem Seidenpapier geheimnisvoll und traulich machte.

Des Mädchens Herz, voll von Erinnerungen an ihre erste Jugend, wo dieser Mann sie verführt und zu dem gemacht hatte, was sie heute war, schwoll vor Rührung. Und wie Zentnerlast preßte ihr Verrat die wiedererwachte Liebe.

Die Uhr war dreiviertel zehn ... Ihr schien, als schwinde der Pendel des Regulators über dem Sofa immer hurtiger ... Der aber, auf dessen Knien sie saß, dessen Arm sie zärtlich umfaßte, atmete hastig und küßte sie voller Leidenschaft ... Noch war's vielleicht nicht zu spät ... Eine Anstrengung, wie wenn sie in ihrem Innern etwas durchreißen müßte, dann sagte sie, vor Furcht und Liebe bebend:

„Maxe! ...“

Er hörte gar nicht, er keuchte vor Begier.

Und zwischen zwei Küssen wiederholte sie flehentlich:

„Maxe! ... hör' doch mal, du ... ja, ja! ... aber hör' doch mal ...“

„Was denn?“ lachte er, „was willst du denn?“

„Es ... ich ... ich ... ich habe ... na ... die Polizei weiß, daß du hier bist ...“

Wie eine Feder schnellte er in die Höhe und stand da mit straffen Sehnen und gespannten Sinnen, wie ein Raubtier, dessen Spur die Hunde haben ... Dann, wie sein Ohr noch nichts hörte, zuckte sein blankes Auge nach dem Mädchen:

„Du Aas hast jepfiffen?! Warte!“

Indem schlich es draußen, lautlos beinahe, aber zu laut für das Ohr des Verbrechers ... Er stand wie aus Erz, einen Moment ... Dann machte er einen raschen Schritt auf das Mädchen zu, das mit einem Angstlaut zurückfuhr. Aber so schnell, daß sie den Stoß eher fühlte, als sah, traf sie

das Messer ... Und mit einem gurgelnden Schrei griff sich die Blonde nach der Bluse, über deren Spitzeneinsatz das Blut schoß ...

Krachend flog die Tür der Mansarde auf, die Greifer fanden nur das verröchelnde Mädchen ... Ein vom Fensterbrett herabgestürzter Geranientopf zeigte den Weg, den Boulettenmaxe genommen hatte.

Danse macabre

Kommen Sie mit zu Dr. Bingmann heute abend?“

„Wieso? ... Was ist da los?“

„Da wird getanzt!“

„Na, und?“

Die kleine Kunstgewerblerin mit einem geheimnisvollen Lächeln:

»*Danse macabre!*«

Sie sagte es und verschwand im Schneeeriesel des Vorweihnachtsabends. Die Häuser standen in weißer Wehmut, und der Himmel weinte dicke Nebeltränen über die sündige Großstadt.

Der Dichter, der der kleinen pelzummüllten Zierlichkeit nachsah, schüttelte ein wenig den Kopf ... *Danse macabre?* ... Totentanz? ... Wer weiß, vielleicht hatte der Psychopath, der Bingmann, wirklich was Neues ausgeknobelt ... Sich zum Entschluß durchringend, er wollte da hin heute abend, hob der Poet das lange Bein und versank im Nebel.

Auf der Treppe traf er den Japaner Sen-iro-da, einen Verschwiegenen, der Samurai war in seiner Sonnenheimat und die schönsten Bronzestichblätter von der Welt besaß. Sie traten zusammen ein bei dem verrückten Doktor. Kalakaua, der Zwergmestize, dessen Haut das widerlichste Gelb zeigte, noch entsetzlicher durch seine gelbblaue Harlekinlivree, öffnete und stand Kopf, bis der Dichter drei Takte des Batavialiedes pfiß. Dann kam das zahme Gürteltier, das der Doktor statt eines Hundes hielt, und rasselte ein bißchen an Sen-iro-da's schwarzen Beinkleidern.

In diesem Augenblick jubelte etwas die Treppe herauf. Der Poet öffnete, und die kleine Dagny wurde von ihren Trabanten hereingetragen. Da man sie aus weißwolligem Slinx und feuerblauem Sammet herausgeschält hatte, stand sie halbnackt mit vergoldeten Brüsten, in einer Hose aus schwarzem Zickelfell, brandrote Pantoffel an den Füßchen, die sich auf infernalisch hohen goldenen Stöckeln hoben. Von ihrem Gesicht in der glutfarbenen Perücke sah man nur Augen, brennende, strahlende, glühende, Wonnen verheißende Augen.

Ihre Satelliten, ein Student und ein Sänger, trugen sie unter lauten Heilrufen durch den kleinen, mit drei Portieren nacheinander verhängten Korridor, der in jeder Phase anderes Licht zeigte und einen anderen

Geruch atmete. In der Mitte grünes Silber mit Irisduft – was der Dichter scheußlich fand. Der kleine Saal war sehr hell. Man lag auf Teppichen und tausend Kissen am Boden. Große chinesische Lackbretter zwischen sich, mit Leckereien und Getränk aller Arten bestellt – doch Schnäpse wogen vor und süße Weine.

Da trat Hippolyt – mit Recht nannte sich Friedrich Emil August Schultze als Lyriker so! – in den durch schwere Genueser Sammete im Achteck fensterlos gehaltenen Saal. Das Licht der vielen, an Seidenschnüren hängenden matten Glasblüten brach sich in diesen weichen, bunten Flächen, schliff tausend Facetten in den mit goldenen Emblemen applizierten Stoff und taute auf die Mädchen und Frauen, die mit ihren Freunden am Boden lagen, sich küßten, plauderten und sich neckten, wie Papageien im Urwald. Hippolyt sah beim Eintreten, wie Dagnys Herren sie eben aus der schwarzen Pelzhose heraushoben. Sie trug nur noch eine güldene Spange, Handbreit unter dem Nabel. Seidenbänder flossen davon hernieder, bei jeder Bewegung schwingend, sich hebend und flatternd. Ihre Schenkel aber waren mit Blumen bemalt, und die kleinen Füße mit Ringen, die Waden mit Armbändern und funkelnden Ketten geziert. Sie hatte die Größe eines zwölfjährigen Kindes, ihre Stimme klang hoch und fein, wenn sie wie ein exotischer Vogel schrie und den beiden Riesen, welche sie dauernd auf ihren Schultern trugen, Befehle zurief. Diese aber, die Sklaven des vielgeliebten Mädchens, gingen im Frack und weißer Binde, wie zu einem Fürstenempfang.

Überall schrillten und zymbelten Glockenstimmchen wie leise lachende Kinder. Der Hausherr, der vielen seiner Gesellschaften ganz fernblieb, andere nur auf eine Viertelstunde besuchte und sehr selten den Abend über da war, – Dr. Bingmann trat ein. Zwei Diener eines Blumengeschäftes schleppten Fliederbüsche und weiße Magnolien, die nun auf die Frauen herabregneten. Der Saal, sehr geschickt in der Höhe ventiliert, duftete auf einmal wie ein Maigarten. Dann ließ sich der Doktor nieder. Kein Mensch bekümmerte sich um ihn, nur die kleine Matthé von der Kunstschule und ein Kollege von ihr saßen bei ihm, mit denen lachte er; man hörte seine tiefe Stimme manchmal über den übrigen.

Dagny wollte natürlich zuerst tanzen. Ihre Elfengestalt war eigentlich nur denkbar in solcher Gelöstheit von allem Gebundenen, aller Schwere. Zwei aus der Runde spielten, einer die Balalaika, der andere die Flöte – eine unmögliche Musik, doch wie mit feurigen Ruten die Seelen

peitschend. Eine Russin sang dazu, klagend, hilfeheischend. Und Dagny tanzte. Der Dichter wendete kein Auge von ihr ... Was tanzte sie eigentlich? Wer schrieb ihr das? ... Eine rasende Eifersucht faßte nach ihm mit ihren vergifteten Krallen.

Jetzt schwieg die Balalaika, dann auch die Flöte. Zwei Spanier ließen, der eine Kastagnetten, der andere seine schlankem nervigen Hände klappen und riefen taktmäßig: „Olé! olé!“

Da sah Hippolyt die sonnenheiße Placa major in St. Esteban vor sich. Ein paar Akazien gaben vor den unansehnlichen Häusern wenig Schatten. Die Sonnenscheibe stand tief und golden über dem Abend. Auf der Placa war das ganze Städtchen versammelt. Und auf einmal tönte von irgendwo eine Melodie, die wie süßer Peitschenschlag wirkte. Alles spannte sich an den heißen Menschen; die gingen – standen plötzlich; die saßen, erhoben sich auf einmal! Und wie durch Blitzesschlag entzündet, stand in Sekunden der ganze Platz im Feuer der Chota!! ... Der Chota, jenes Nerventanzes, der den sterbenden Spanier vom Schmerzenslager reißt, den Toten aus dem Grabe ruft.

Ja, diese Sirene, dieser süße Satan, da unter den hängenden Lichtkugeln tanzte die Chota! ... Und wie ein Trunkener, nein, wie einer von jenen, die nur noch im Dämmer der Seele, ihrer selbst unbewußt, leben, ging der Dichter auf die Tanzende zu, fiel vor ihr nieder und küßte ihre weißen Füße in den brandroten Sandalen.

Da erhob sich Dr. Bingmann und sagte laut und doch dunkel, daß es wie chinesischer Gongschlag aus Tempelhöhe klang:

»*Danse macabre!*«

Das Licht erlosch ... Nein, es verflimmerte, es starb beinahe, daß nur das Sehbild eines Blinden noch im Raume war ... Und wie die Schatten längst Verstorbener, die zur blutlos tollen Totenfeier dem Grab entstiegen sind, schwebten Paare durch den Raum, den eine Musik füllte, die nicht von jetzt war, die wie Reigen schmeichelte und Walzer schluchzte, die die Seele verdarb und das Herz zerriß in Wehmut und nekrophiler Inbrunst; die die Glieder verrenkte den Tanzenden, daß sie ineinanderwuchsen zu schwüler Umschlingung; die alles Menschliche abstreifte, wie sie die Farben, die Linien, die Worte und selbst das Flüstern verschlang ... Nicht Lebende tanzten mehr, Tote schlangen ihre Leiber ineinander zur letzten lebenverfluchenden Wollust ...

Der Japaner, der daheim ein Samurai war – und diese schlitzen sich die Leiber mit haarscharfen Schwertern auf, wenn ein geliebter und verehrter Mensch stirbt – Sen-iro-da sagte auf der Treppe beim

Fortgehen mit seiner harten Stimme zu dem Dichter: „Bei uns in Japan würde man diesen Doktor foltern und am Feuer rösten. Er ist ein Vampyr, ein Gule! Er saugt aus den Seelen und Herzen das Blut und das Leben.“

Varieté

Der Clown Butzebach (er nannte sich Señor Alvarez!) und der kleine Graf von Tassetor, früherer Rennreiter und Ulanenoffizier, nun Spieler gewagtester Fashion und ein wenig verrufen in den Kreisen seiner Geburt, – die saßen gegen vier Uhr im Café Trokadero, das ziemlich an der Peripherie der Stadt liegt. Man zeigt den Gästen dort dressierte Schweine, kurzgekleidete und nacktbusige Damen, die vorgeben, zu singen; eine Akrobatentruppe, die fünf Rigelows, treten auf, und ein Zauberkünstler, Bellachini der zweite, bemüht sich, vom Publikum Gegenstände zu erlangen, die er verschwinden lassen will. Die Pausen füllt der alte Butzebach, dessen junge Frau im Publikum sitzt und jedem der Artisten, ihrem Manne am meisten, Beifall klatscht.

Mäßiger Kunstgenuß im verbauten Raum eines verkrachten Cafés, das ehemals nur den Priesterinnen der *Venus vulgivaga* gewidmet, noch immer den Straßenmädchen eine angenehme Abwechslung und Erholung im ewigen Kreislauf ihres nächtlichen Daseins bietet.

„Du mußt rauf, Butze, der Alte kuckt schon!“ Die blasse Frau von zwanzig Lenzen mit den wie in stetem Fieber brennenden Lippen berührte mit ihren leichten Fingern den Arm des, einer weißgeschminkten Mumie ähnlichen Clowns, der sogleich roh mit dem Ellenbogen nach ihr stieß und fluchte:

»*Caracho! Caramba! Mala coberta!*« Und er schimpfte im gemeinsten Spanisch Worte, die die deutsche Zunge nicht kennt. Aber er ging dann doch wankenden Schrittes auf die Bühne, wo er sofort Kopf stehend mit gräulichen Grimassen, bellend, grunzend und den heiseren Ruf der Autohupe gröhlend, sein Publikum belustigte. Die Vorstellung begann am Abend um zehn Uhr und endigte nicht vor dem Morgen. Und der Clown, als einziger von seinen Kollegen, mußte durcharbeiten, er war trunken und irrsinnig vor Müdigkeit und Wut, wenn ihn die blasse Frau bei Sonnenaufgang heimbrachte.

„Befrei’ mich von ihm! ... oder ich laufe fort und du siehst mich nie wieder, Gert! ... ich halt’ es nicht mehr aus, sage ich dir! ... Jedesmal schlägt er mich ... und wie! ... Ah, dieser Lump, dieser Schuft! ... schließt die Tür ab ... und dann mit der Reitpeitsche ... um den Tisch rum ... die Wände lang, über die Stühle! ... ich wehr’ mich! ... da wird

er rein rasend! ... ich soll schreien, das will er, der Satan! ... aber ich schreie nicht! ... ich schrei' nicht, und wenn ich tot liegen bleibe!“

Die Frau sprach das alles mit einer verhaltenen, ganz leisen Stimme, in der doch der wütendste Haß, aller Abscheu und der drohende Mord tobten. Sie blieb dabei weiß im Gesicht, wie unter einer Schicht *paste blanche*, aber ihre Lippen brannten, als spränge das gemarterte Blut daraus, und die großen, mandelförmigen Augen loderten wie die Hölle.

Der kleine Adelige sah sie mit seinen hellblauen, ein bißchen stieren Augen scheu an. Auch ihn hatte lange der Alkohol beim Schopf, ein anderes Getränk wie Kognak kannte er kaum mehr. Aber er liebte die Frau. Sie war Tänzerin gewesen, eine große Nummer an allen Varietés. Doch das Morphinum spielte ihr die tollsten Streiche. Mitten im Tanzen fing sie zu toben an, zerriß ihr Schleierkleid und tanzte dann nackt, wie sie Gott geschaffen, weiter, engelsschön, aber von der Art jener gefallenen Engel, die Gott verfluchen und die an der blutenden Wundtheit ihrer Seele vergehen, wie an einer übermächtigen Flamme.

Gert von Tassetor sah sie scheu an:

„Soll ich ihn etwa ermorden? ... was?“

In dem vollen Saal, über dem im gelben Licht der zerrissenen Seidenschirme der Rauch in Schwaden wogte, gab es Lärm. Betrunkene hatten Streit mit Mädchen, die sie hierher verschleppten. Die Kellner in weißen Jacken, der Geschäftsführer im speckigen Gehrock und die Gäste in ihrer Vorstadt buntheit liefen zusammen, alle auf einen Haufen. Wütende Stimmen, Gekreisch und schrille Schreie, dann wurde jemand, der laut fluchte und schimpfte, hinausgestoßen; der Knäuel löste sich, es gab Ruhe, Gelächter, und von der Bühne her machte Señor Alvarez „Kikeriki! kikeriki!“ und stolzierte, seine Hennen lockend, hin und her.

„Du willst nicht, Liebster, du willst nicht?!“

„Aber ja, Juana, ja, ich will alles, was du willst ... nur ... ich bin doch kein Straßenräuber! ... ich kann doch keinen totschiagen.“

Sie starrte, die langen, spitzen Nägel in das Fleisch der weißen Hände bohrend, vor sich hin. Wie gestorben, hing sie bewegungslos in ihrem Stuhl. Dann mit der stets und selbst in letzter Ekstase berechneten Pose der Hysterischen warf sie den bleichen Kopf mit seiner blauschimmernden Flechtenkrone zurück und sagte, wie in einem unwiderruflichen Entschluß:

„Also muß ich's selber tun! Den Morgen erlebt er nicht!“

Den einstigen Rennreiter, der sein Leben hundertmal verwettet hatte, den die Pistolenkugel so wenig schreckte wie ein Pferd, das niemand sonst reiten konnte, der kleine Gert von Tassetor schauderte.

„Ich werd’ mit ihm um deinen Besitz spielen, Juana ..., willst du? ... er verliert sicher! ... er muß ja verlieren!“

Sie lachte ganz heiter, niemand hätte ihrer Seele Hohn und Verzweiflung aus dem Lachen erraten:

„Dann gewinnt er sicher!“

„Nein, er kann nicht gewinnen!“

„Und wenn du falsch spielst und er verliert – denkst du etwa, er läßt mich gehen? Das gilt doch nicht, vor keinem Gericht! Ha! ... albern! Wir sind doch verheiratet, Gert, verheiratet!“ Sie zog das Wort schmerzhaft lang und vergaß zum erstenmal, leise zu reden.

Nebenan am Tisch horchten zwei Dirnen. Die eine machte der anderen Zeichen, die paßte nun auch auf, daß der Adelige und die bleiche Frau verstummten.

Butzebach torkelte an den Tisch. Oben sang im Zigarrenqualm ein Komiker:

„Freude, schöner Götterfunken!

Ach, wie sind die Menschen dumm!

Ich bin siebenmal betrunken.

Und dann ist die Woche ’rum!“

„... Die Woche ’rum ...“ lallte der Clown, „ich geh’ jetzt, Janne ... komm ... du ... du ... du auch, Gert?“

So lud er sie beide ein, mitzukommen und – ihn zu töten.

Die Straße lag im träumenden Licht der ersten Frühe. Ein Wagen rasselte weit vor ihnen, das Geräusch verklang in der Seitenstraße. Ein paar ziellose Wanderer, Mädchen, die enttäuscht heimkehrten, der Polizist, der an der Bordschwelle stand und – argwöhnisch? – hersah. Dann ein dunkler Hausflur, eine lange, unendlich lange Treppe ... aufzuckendes Licht von Streichhölzern ... Juanas Gesicht im fahlen Schein, der keuchende, krächzende Clown im verschlissenen Radmantel – war ihm nicht sein Hut herabgefallen? Die Frau suchte. Dabei steckte sie dem Adeligen etwas in die Hand ... kalt ... Metall ... Revolver ... Sie waren schon in der Wohnung.

„Kognak!“

Der Alte schrie’s. Und wie die Frau nicht sofort lief, schlug, trat er nach ihr.

Gert und er allein. Und Tassetor, auf einmal kalt entschlossen, hatte schon im Kopf, was er später sagen wollte vor Gericht: Butzebach habe ihn mit der Waffe, die sein war, bedroht, im Suff. Er, Tassetor, hätte danach gegriffen, der Schuß sei im Ringen losgegangen und hätte den Clown getroffen. Das mußte man ihm glauben! Sie waren ja Freunde gewesen, hatten nie Streit gehabt ... hahaha!

„Was lachste ... lachste denn?“

Wo er nur auf einmal den Haß herhatte, den mörderischen Haß?! Der kleine Adelige sah sich um, eine Sekunde nur, da hinter ihm stand sie ... ihr blasses Gesicht unter gelösten Haaren mit den totfunkelnden Augen und den Raubtierlippen, die stumm wie Steine waren und doch mit tausend Stimmen schrien:

„Töte! töte! Mach' ihn tot! Er darf nicht den Tag erleben!“

Gert von Tassetor hob die Waffe und zielte.

Claus Butzebach in seinem schmutzigen Pierrotkleid, von dem der alte Mantel herabgeglitten war, den verregneten Schlapphut auf dem weiß geschminkten Kopf, stützte zuckend, einknickend, seine beiden Hände auf den Tisch, der zwischen ihnen stand. Er sah in die Revolvermündung, seine zahnlosen Kiefer gingen von einander, er grinste und blökte auf:

„Willst mich erschießen, du? ... Gert? ... mich totschießen?“

Dem anderen zitterte die Rechte. Vor seinem Angesicht huschten rötliche Schatten. Aber er wollte ... er wollte nicht nachgeben. Die Augen in seinem Rücken befahlen Mord! Und er zielte wieder und straffte alle Muskeln seines Leibes ... Der Finger ging an den Abzug ... Da war ein Poltern vor ihm ... Die Stelle, wohin der Revolver zielte, war leer ... Ein Mensch röchelte am Boden ...

Gert stürzte dahin:

„Butze! ... was is ... was is denn?“

Der stieß nach ihm, verdrehte die weißlichen Augen, japste noch auf und starb.

An der bleichen Frau vorüber, sie fast umstoßend, von Furien gehetzt, floh Gert von Tassetor aus der Wohnung.

Der Gruß

Du ahnst ja nicht, wie schön du bist, Berlin!“ spielten die Zigeuner, mit koketten Bewegungen sich drehend, vor einer Gesellschaft von Gästen, die in den tiefen, weißen Korbstühlen neben der Bar saßen.

Eine Dame am Tisch, deren rotwehende Pleureuse ihren exaltierten Bewegungen folgte, sprang plötzlich auf.

„Es gibt keine Kavaliers mehr! Es ist unerträglich! Oh! ... Ich lasse mich scheiden von dem ganzen Geschlecht!“

Ein fleischiger Herr, sein Gesicht glich einer ordinären Maske, versuchte die große, hochbusige Frau wieder auf den Sitz zu ziehen. Sie aber gab ihm eine Ohrfeige, die schallte, und rief, in halbschluchzenden Gesang übergehend: „Ehemann! ... Wehemann! ... Halbidiot! ...“ Dann hob sie ihren Sherry-Cobbler, dessen Eisstückchen im Spitzglas funkelten, hob ihn hoch empor und ließ das Glas aus der Höhe auf das weiße Tuch fallen, das rötlich fließende Farbstreifen bekam.

Die Musik, die in dem schmalen, weißen Raum nirgends sich entfalten konnte, klang selbst in Geigentönen hart; die Zigeuner, ohne Leidenschaft, tanzten wie Affen, und in der Luft, die wie grauer Chiffon war, krochen Zerrbilder von Frohsinn und Laune.

Hinten, in dem körperschmalen Gang zwischen den halbgeschlossenen Kabinen kreischte eine Männerstimme zu den Tönen der Musik, und dann kam auf diesem armbreiten Stückchen Teppich ein schlankes Paar daher im *Valse choupée* ... Sie in Schwarz, »ganz noir«, und darin das stark aufgelegte »blanche« des jungen Hetärengesichts; er ein Amerikaner vielleicht, ein Kind des Reichtums sicher, mit allen Gaben eines rassig blühenden Lebens ... Die wiegten sich in den Hüften, bogen die Knie, sanken über- und ineinander und tanzten den Beweis, daß keine Exzentrität schöne, lachende Menschen häßlich macht.

Von der Bar, in der die traditionell hochblond gefärbten Perücken leuchteten, klang trunkenes Lachen ... Die Junge mit dem weißen Gesicht, deren schwarzer Federturban tief ins Genick ging, tanzte wie über schmutzige Lachen, über die unsauberen Worte hinweg, die vor ihr hinplumpten.

Da federte die schmale Klapptür im Entree – gerade wie der Tänzer sich drehte – ein Herr im Zylinder, Pelz, Monokel, ein großer,

geradgehender, scharfzügiger Mensch trat ein.

Die Tänzerin wandte rasch ihr weißes Gesicht fort, das im grellen Schein der hängenden Glühlichter blaß und fragend staunte.

Der Eintretende hatte sie kaum erkannt. Sein Schritt blieb gleich, er ging zur Bar, stieg auf einen der hohen Rohrschemel und sprach mit der Barmaid ... Worte und Ton zerfaserte die Musik.

Hinter der Bar lachte die Dame mit der roten Straußenfeder, deren schwarzseidener Abendmantel jetzt am Boden lag und die perlenschimmernde Büste nicht mehr verhüllen konnte ... Wie Papageienschrei klang's! Alle sahen hin zu der hochgewachsenen Frau, der ein Schulterband am tiefen Dekolleté gesprungen war, und die halbentblößt durchaus auf den Tisch steigen und reden wollte.

„Wir weißen Sklavinnen ...“ hörte man die aus trunkenem Sinnen quellende Stimme ... Sie schrie nicht einmal, sprach nur laut und schrill, „... nieder mit den Verbrechern, die uns vergewaltigen!“

Unter dem Lachen über diese Worte, unter dem Lärm des übervollen, glühenden, klingenden, musikbetäubten Raumes wand sich das schlanke, junge Paar durch die Tische, die drei Stufen hinauf und in den schmalen Gang zwischen den Kabinen.

„Sie zittern?“ sagte der junge Mann.

Die Schwarze lächelte mühsam.

„Ach nein!“

„*Well* ...“, er suchte in seinem neugewonnenen Sprachvorrat immer erst die Worte, „ich haben gesehen ... wie der Herr mit das Zylinder ist geeintreten.“

„Ja ...“ sagte sie leise.

Die Frau mit der roten Feder kreischte jetzt laut. Man wollte sie fortbringen, aber sie ging nicht. Die Musik schwieg einen Augenblick vor Erwartung; dann, wie in Erinnerung ihrer lärmenden Pflicht, schlug sie die Stimme der Exaltierten einfach nieder.

»*Wat is the man?*« fragte der Amerikaner, dem der schiefgestellte Blick im bleiernen Gesicht des Mannes, da vorhin bei der Tür, nicht gefallen hatte.

Die schlanke Kokotte senkte den Kopf und murmelte:

„Ich darf's nicht ... nein! ... ich darf's nicht sagen! ...“

„*O yes!* ... Mir können Sie sagen alles!“

Sie sah plötzlich auf, faßte mit ihren beiden feinen, kleinen Händchen nach seiner großen eleganten Hand und flüsterte in wilder Hast:

„Der hat ... der hat ... meine Freundin ... meine ... meine ... ich darf nich ... ich ... sie ... die erfahren's ... und dann bringen sie mich auch um!“

Sie schluchzte; heiß, tränenlos, zurückgepreßt kam's aus der zarten Brust, die der schwarze Spitzenflor nur in schmalem, leuchtendem Streif freigab.

Aus des Amerikaners wenig geöffneten und schmalen Lippen zischte durch die weitstehenden großen, weißen Zähne leises Pfeifen.

„Uie hat das sich zugetragen?“ fragte er nach einer Weile.

Sie, die in sichtlicher Angst fieberte, kam ganz herüber über den Marmor des Tisches und mit ihrer feinlinigen Nase bis an sein schlichtes, helles Haar:

„Aufgehängt haben se se, wie sie betrunken wa ... der ›schiele Martin‹ un ›Flutterphilipp‹ ... ins Boudoir ... und hat keiner was jeahnt ... bloß ich ... mir hat sie noch jeschrieben, 'n Tag vorher ... ich sollte man aufpassen, un sie hätte sonne Ahnung, als würde was passieren mit ihr ... was, hat sie ja nich jesagt; aber jeahnt hat se woll schon was, bloß nich alles!“

Der Amerikaner nickte, er bewegte mehrmals langsam den streng profilierten und in den Zügen sich schärfenden Kopf.

„Und 'n andern Tag war se dot,“ flüsterte das Mädchen mit Entsetzen in ihrem weißen, haltlosen Gesicht, „se hatte zu viel Jeld auf de Kasse ... 'n paar Tausend! ... un von dem Schmuck, da hat auch 'ne Masse jefehlt! ... Was nachher ihre Mutter jekriecht hat, das war ja nichts! Bloß de Sachen, de Möbel, un Kleider natürlich!“

Die Schwarze sprang plötzlich von diesem Gedanken, der ihr kleines, armes Hirn noch beben ließ, zu der Angst hin, die sie für sich selber empfand.

„Wenn er mich bloß nich jesehn hat, der Martin!“

Der Amerikaner blickte in dies grausige Bild hinein: voller Klarheit sah er alle Einzelheiten, auch die Gründe, weswegen das junge Geschöpf da die schwere Tat, den Mord an der Freundin ungerächt ließ. Er bestätigte mehr, als er fragte: „Dann er haben dir gedrohen, *my darling*?“

„Och!“ sie hob abwehrend die Hände mit den feinen, aus schwarzem Seidenkrepp hervorgleißenden Armen, „ich hab 'n Brief jekriecht! ... der war mit de Schreibmaschine jetippt ... wenn ich mir unterstehe, un sage

ein Wort, denn bin ich ooch alle! Hat ja auch keiner was jeahnt, so geschickt haben die das jemacht ... nich mal die Pollezei! An 'n Ofenschirm hing se, de Rosa, richtig so in die Knie, als wenn se's selber jetan hätte ... Un de Zunge ganz blau ...“

Das Mädchen zitterte, über ihren zartgliedrigen Leib ging ein Schütteln, und vor Schmerz und Angst kam sie nicht weiter.

Der Amerikaner hatte den Kopf erhoben. Sein kühn überwölbtes Auge wand sich zwischen den fiedelnden, hüpfenden Magyaren hindurch, zur Bar hin, vor der noch immer das Licht sich im Zylinderhut jenes Mannes spiegelte ... Und der junge *gentleman* sprach ruhig und gemessen, nur sein Ton klang entschlossen und unnachsichtlich, als er sagte: „Wie heißen die ... die ... *this girl* ... die Rosa ...?“

„Meine Freundin, wie die heißt? – Rosa Berbach.“

„Rosa Berbach ... *all right*.“ Der junge Mann schwieg wieder, dann griff er nach hinten, in die Beinkleidtasche. Und eine Spur von Lächeln bewegte den festen Mund.

„Was wollen Sie denn?“ fragte die Schwarze furchtsam, erwartungsvoll, „was denn?“

Er stand schon auf, fragte aber noch: „*Do you* ...“ Dann besann er sich, „das sein die wahre Wahrheit, was du sagen, *my darling*?“

Sie begriff erst nicht. Dann drückte sie die hellen Hände in das schwarze Kreppgewoge vor ihrer Taille und schwor: „So wahr, wie ich lebe! ... aber machen Sie nichts! nein? ... ich ängstige mich tot!“

Nun ging er. Er ging, als wenn er recht froh wäre, mit einem stillen, ernstesten Ausdruck auf dem schönen Jünglingsantlitz, zwischen den Nachtschwärmern hindurch. Sah flüchtig zu der Dame am runden Tisch hin, deren Kopf mit dem roten Federhut in voller Apathie hinten über die Lehne des Sessels fiel. Dann trat der Amerikaner an die Bar, die Maids lächelten ihm entgegen. Er tupfte mit den Spitzen seiner energischen Finger gegen den Pelz des Mannes, der aus einem Strohalm seinen Flip trank und sagte halblaut: „Aoh! Rosa Berbach lassen dir grüßen!“

Den im Zylinder riß das Wort herum, daß er auf dem hohen Schemel die Balance verlor, umkippte und fiel. Im Fallen sprang er und stand, die Hand plötzlich in der Brusttasche, mit Mienen wie ein Wolf. Der Amerikaner riß die Hand, die heimlich Waffen suchte, zurück, packte sie eisern und sagte zu den Gästen: „diese Mann is ein Murder ... rufen Sie *Police!*“

Der Mann im Pelz wollte mit einem Wutschrei los, aber die Linke des Amerikaners sprang wie eine Stahlfessel um seine Kehle. Ein Ringen inmitten der aufspringenden Menschen, die sich erregt die englischen Worte verdeutschten. Dann stand der Beschuldigte ohne Zylinder, totenbleich, mit wild umherjagenden Blicken zwischen dem Amerikaner und einem Polizeioffizier in Zivil, der vorn bei der Tür mit einem Freunde gegessen hatte.

Der Leutnant hielt den entwundenen Browning in der Hand. Zu den andrängenden Gästen sagte er:

„Damit hätte er schönes Unheil anrichten können.“

Und der Barkeeper, dem beim Niederzwingen der Verbrecher das Ohr blutig gerissen hatte, drohte, an der erschreckten Goldblonden vorbei mit der Faust:

„Windelweich schlagen müßte man den Hund!“

Der im Pelz lachte schallend:

„Mal ran! ... Du ... Lump, du!“ Er wollte vorwärts, wurde zurückgerissen, heulend: „Lassen Sie mich los! ... Sie! ... los, sag' ich! ... ich habe ja nischt gemacht ... ich –“

Er verstummte.

Seine Augen, von panischem Schrecken weit geöffnet, hingen an der schlanken, schwarzgekleideten Figur, die sich eben an der mit der roten Feder vorbeiquetschte.

Wie eine Abgeschiedene sah sie aus mit ihren weißen Wangen, den vor Entsetzen unnatürlich hochgezogenen Brauen und der schmalen, schwarzen Linie ihres zarten Körpers. So kam sie näher; schüchtern, aber unwiderstehlich angezogen von dem heißen Gefühl, daß sie jetzt reden, jetzt ihrer armen Freundin die Grabruhe geben durfte.

Des Amerikaners Augen fragten sie, und ihr weiches, kindliches Stimmchen klagte den Mörder an: „Ja, das is er! Er heißt Martin Schlinse ... er is es! Der hat die Rosa kaputtgemacht ... und ... er hat ...“ Die Angst erstickte ihre Rede.

Der Verbrecher, schlotternd, zerbrochen, mit stierem Blick und offenem Munde, stieß zwischen den fahlen Lippen heisere, wimmernde Laute hervor:

„Nee, nee ... die ... die lügt! ... ich ... ich war's nich ... ich habe ... die ... das Frauenzimmer da ...“ er reckte die Faust, sprach weiter und heulte, aber im Lärm der Wut, die immer mehr gegen ihn anschwell, endete sein Streiten.

Harte Schritte ... Von der telephonisch benachrichtigten Wache kamen Schutzleute.

Aus dem heißleuchtenden Qualm der Bar in die dunkle Februarnacht hinaus quollen Männer und Frauen ... Automobile ... Drängen und Stoßen ... Ein Schrei! Eine Stimme: „Nach dem Präsidium! ...“ Rattern und Fauchen ... Husch! ... davon!

Und wieder hinein die Wachen, die nicht schlafen wollen ... in die schmale Lichtbreite, die sich auftut, Lärm und Geigenspiel herauslassend für Sekunden ... die mit der roten Pleureuse, wieder ganz wachgerüttelt von dieser kostbaren Sensation, ist die Letzte im Freien ... So hochstimmig, daß es schallt wie Papageienrufe, so lustig sagt sie:

„Der wird hingerichtet! ... sicher! Der wird hingerichtet!“

Schatzgräber

Aus dem Portal des roten Hauses war er eben herausgetreten und stand, vielleicht doch ein bißchen verwirrt von der neuen Freiheit und geblendet von der Aprilsonne, die so lachend leuchtete, ein paar Augenblicke ganz still. Dann drehte sich Theodor Rossalius bedächtig um nach dem Gefängnistor und spuckte dreimal symbolisch in diese Richtung – ein abergläubischer Gebrauch, den zu befolgen er nicht unterließ; und der den, der aus jener Pforte herausgetreten war, davor bewahren sollte, dort je wieder einzutreten. Dabei rechnete Rossalius nach, wie oft er das † † † Haus schon angespien hatte, und kam zu dem Resultat, daß es beinahe zu einem zehnmaligen Jubiläum langen könnte.

So stand er noch immer und ließ den Arbeitsaufseher Meier, der eben herauskam und der ihn jetzt zweiundeinhalbes Jahr beschäftigt hatte, kaltlächelnd, ohne auch nur mit den Augen zu grüßen, an sich vorbeigehen. Dann fing er an, langsam vor dem Gefängnis auf und nieder zu wandeln. Er wartete hier auf jemand, wenngleich er selber noch nicht wußte, auf wen.

Da tat sich abermals die schwere Eichentür auf, und Johann Kawnulski trat heraus, der wegen Körperverletzung mit dem Erfolge des Ablebens der Gegenpartei drei Jahre hiergewesen war. Johann, gebürtig aus Rossulken, d.h. von der ostöstlichen Grenze des Vaterlandes herkommend, war gleichfalls nicht das erstemal hiergewesen und spie deshalb seinerseits auch nach dem roten Gebäude zu, aber nicht nur symbolisch, aus. Der Unterschied im Bildungsgrad der beiden Männer war unverkennbar.

Kawnulski eröffnete die Verhandlungen: „Host du Priem?“

Rossalius lächelte: Selbstverständlich. Er hätte sich ja vor sich selber geschämt, wenn er nicht während seiner ganzen Strafzeit „’n lütten Swatten“ gehabt hätte! Und er gab dem Kameraden ein ansehnliches Ende der „schwarzen Strippe“, die er im Gefängnis um ein Sechzehntel Schweineschmalz und ein Ende Bleistift eingehandelt hatte.

„Kumm!“ sagte Kawnulski, und ging voran.

Mit einem nachsichtigen Lächeln folgte ihm Rossalius. Diese Polacken sind nicht erzogen, aber oft recht brauchbar.

Sie gingen ein Weilchen schweigend. Dann lachte der Pole mit witternd breiten Nasenflügeln. „Hob ich Durscht!“

Das konnte Theodor Rossalius für sich auch nicht leugnen.

Sie verschwanden im „Willkommen, Wanderer!“ Dieses Wirtshaus lag an der großen Heerstraße derer, die den Weg meist in der Magistratsequipe machten und deshalb erst auf dem Rückwege Zeit und Muße fanden, bei dem alten Plötzenseer Kollegen einzukehren, der sich und seinen Nachfolgern im Zellenstaat der heiligen Justitia hier eine bescheidene Erholungsstation geschaffen hatte.

„Na, da seid ihr ja wieder!“ begrüßte der „olle Lehmann“ seine langjährigen Bekannten, deren er sich zwar persönlich absolut nicht erinnerte, die er aber mit geschultem Auge richtig einschätzte. „Ihr wart ja lange nicht hier!“

„Ja, wir haben uns ’n bißchen länger da drüben aufgehalten, als wir eigentlich wollten!“ bemerkte Rossalius, der bei seinen Scherzen ernst blieb und andere lachen ließ.

Der Pole wieherte.

„Vafluchtija Hund! ... hoho! ... Reiß dir ’n Schlung uff!“

Dank ihrer längeren Abgeschlossenheit von der Außenwelt war das Vermögen der beiden Zecher hinreichend, um nicht allein ihre Bedürfnisse nach Alkohol zu befriedigen – sie aßen auch, vornehmlich der Pole, die ganze Speisekarte rauf und runter. Rossalius trank mehr und wurde bald sehr mutig.

Dann bei der Zigarre legte sich Rossalius, dessen „Dessin“ die „Wechselfalle“, d.h. die Einwechselung der bereits in Zahlung gegebenen Münzen in geringwertigere Stücke war, weltmännisch in seinen Stuhl zurück, sah den Rauchringeln nach und meinte leichthin: „Zwei Leute sind mehr wie einer.“

Das begriff selbst der Pole ohne weiteres, weswegen er denn auch herzlich lachte: „Psiakrew!“

Rossalius nickte und neigte sich dem Komplimente anerkennend. Dann redete er bedächtig weiter.

Er hätte da einen Zellennachbar gehabt, einen ganz kessen Baldower! Und der hatte es ihm mitgeteilt! ...

Der Pole lachte. Wenn er das nicht tat, konnte es leicht sein, daß er zustach oder doch wenigstens mit den Fäusten dreinhieb.

Theodor nickte bedächtig.

„Wir sollen drei Teile machen, wenn wir’s haben. Du einen, ich einen und der da drin einen.“ – – „Aber ich lehne die ›Kippe‹ ab!“ setzte er in Gedanken hinzu, „und ich brauche dich, du polnisches Hornvieh, nur,

weil ich mich alleine nicht an das Ding 'rantraue ... Oder meinst du, ein Gent wie ich geht aus Vergnügen mit solchem Wasserpelacken auf die Fahrt?“

Der Pole lachte und trank und trank und lachte. Einer der Anwesenden, seines Zeichens Leichenwäscher, und auch fortgewesen, sechs Jahre, weil er außerdem der Ansicht gehuldigt hatte, Tote würden in ihrer Grabesruhe durch weltliche Gegenstände, besonders durch Pretiosen, nur beeinträchtigt – der richtete an Kawnulski die Frage, ob vielleicht seine Eltern in dem Moment, dem Johann seine Entstehung verdankte, auch so heiter gewesen seien?

„Holt' Fresse!“ Weiter sagte Kawnulski darauf nichts; er hatte ja nicht die Absicht, den Leichenwäscher zu beleidigen.

Dann gingen die beiden ungleichen Gesellen. Und Theodor Rossalius gedachte der Zeit, da er noch andauernder Student der Rechte war; da er noch nicht Objekt, sondern Subjekt der Rechtspflege zu werden hoffte. Er sah nämlich eine Dame, die ihm gefiel, die ihm aber in der augenblicklichen Aufmachung seines äußeren Menschen nicht leicht erreichbar dünkte ... „Geld,“ murrte er, „viel Geld!“

Der Pole nickte. Er fragte: „Wo hast du?“

Und nun berichtete Rossalius ausführlich. Jener andere – seine Freunde nannten ihn „den Halblangen“ – der hatte zur Zeit seiner letzten „Fahrt“ bei einem Ehepaar in der Petersburger Straße gewohnt. Der Mann war Athlet. Die Frau sogenannter „Untermann“ bei einer dreiteiligen Parterreakrobatengruppe, die auf den Rummelplätzen arbeitete. Sie schlug ihn, den Gatten, obgleich er zwei Fünfpfünder ein dutzendmal streckte, braun und blau, wenn er auch nur das kleinste Äffchen mit nach Hause brachte. Sie war bekannt und gefürchtet in der ganzen Petersburger Straße wegen ihrer Kraft, Gerechtigkeit und Strenge. Selbst der Wachtmeister des Reviers, ehemaliger Flügelmann bei den Pasewalker Kürassieren, legte vor ihr die Hand an die Mütze.

Das hatte Theodor Rossalius alles erfahren. Und vielleicht hätte es ihn nicht einmal interessiert, wenn nicht gerade hinter dem Küchenspind dieser Frau, angeklebt an dessen Rückwand mit Fischleim, das Kuvert mit den vier Tausend- und sechs Hundertmarkscheinen gesessen hätte, die der „Halblange“, wie er angab, bei seinem letzten Masematten gemacht und da kabore gelegt hatte.

Sie standen vor dem Haus.

„Vier Treppen ... Hof zweiter Seitenflügel ... rechts ...“ murmelte der einstige Jurist und sah zweifelnd an seinem mageren, spackten

Körperchen hinab.

„Komm ruff!“ sagte der Pole.

Oben öffnete **sie**, **er** war nicht zu Hause.

„Wat wünschen Sie?“

Der Plan war: Johann Kawnulski sollte Frau Amalie Pupper beschäftigen, womöglich aus der Küche in die Wohnung locken, wenn auch nur für einen Augenblick; den würde dann Rossalius schon richtig ausnutzen.

„Wir möchten die Schlafstelle besichtigen ... Sie haben doch eine Schlafstelle zu vermieten, nicht wahr?“

„Jo! Schlofstelle!“ echote der Pole.

Frau Pupper sah mißtrauisch auf das Paar. Sie kannte die Sorte vom abendlichen Zudrang der Rummelplätze.

„Kost’ fünf Mark de Woche,“ sagte sie, absichtlich ein wenig übertreibend.

Den beiden Männern gefiel der Preis dennoch. Sie wollten das Logis sehen. Frau Amalie ging voraus, ohne Bangen.

Drin guckte Theodor in alle Ecken, aus dem Fenster, an die Decke. Er sprach: „Die miet’ ich sofort!“ Und zahlte eine Mark an.

Frau Pupper spuckte auf den Geldschein und steckte ihn ein. Dabei lachte sie:

„Wenn man det von frieher so jewehnt is, nich wahr? ... Na, det macht nischt, ick hab’ mir noch immer jut verdragen mit meine Mieter! Bloß stänkern, det kann ick nich leiden! Und keene Damens nich, det bitt’ ick mir aus! Wenichstens nich in meine Bleibe! Draußen, da kennt ihr machen, wat ’a wollt ...“

„Und das da ist die Küche?“ meinte Rossalius und schlängelte sich, wie traumverloren, über den Korridor nach dem Ziele seiner sehnsüchtigen Wünsche hin.

Einen Augenblick blieb Frau Pupper bei dem kräftigen Polen, der sie so nett anlachte. Das Weib in ihr besiegte für kurze Zeit ihre Wachsamkeit und Stärke. Und schäkernd ersah Kawnulski seinen Vorteil. Er hielt die noch recht respektabel aussehende Frau bei den Armen fest, deren nackter Drall ihn allerdings hätte warnen sollen.

In der Küche raschelte etwas.

„Wat macht’n der da draußen? ... Sie!“

Der Pole bekam einen Stoß.

Aber der war auch kein Mann der blassen Furcht und besaß Muskeln – wie hätten sonst seine Körperverletzungen immer gleich so schwer sein können!

Kawnulski hielt die Frau fest – sie war wohl überrascht und besann sich erst einen Moment auf ihre Rechte und Pflichten.

Der ehemalige Rechtsgelehrte stellte unterdessen in der Küche die Untersuchung nach dem bewußten Kuvert an. Jetzt aber hörte er Lärm und suchte das Freie zu gewinnen. Aber die Sekunden, die doch vergingen, ehe er den Ausgang hatte, waren genug, um Frau Pupper so auslangen zu lassen, daß Kawnulski unter einem schrecklichen Linkser wie ein Ochs zusammenstürzte. Rossalius griff sie gleich einem Hähnchen. Und ihre Stimme gellte:

„Frau Müllern! Müllern! Holen Se ma janz schnell ’n Schutzmann!“

Mit dem brachte sie die beiden aufs Polizeirevier.

Die Beamten lächelten. Zu lachen, erschien ihnen riskant. Aber Kawnulski meinte anerkennend: „Is sich stärker wie Mann!“

Gestohlen hatten sie nicht, denn ein Kuvert hatte gar nicht hinter dem Schrank geklebt, der „Halblange“, draußen in der „Plötze“, hatte sich einen kleinen launigen Scherz geleistet damit. So mußte der Untersuchungsrichter die beiden wieder freigeben.

Theodor Rossalius kam zuerst heraus, er spuckte symbolisch nach dem Torflügel hin. Da erschien Kawnulski. Er ging auf den gewesenen Juristen zu und schlug ihm den Hut über die Augen. Rossalius stand zitternd. Dann gab ihm der Pole noch einen Hieb und sagte: „Kumm! Du Schwein! Hob ich Durscht!“

Sie verschwanden in der nächsten Budike.

Ein Stückchen schwarze Hornschale

In acht Tagen war Weihnachten, und dann noch eine Woche ... Ja, bis zum ersten Tage des neuen Jahres gab er sich Zeit ... Wenn sich dann noch nichts geändert hatte, dann hing er sich auf! ... Aber was sollte sich ändern? ... Er war verurteilt, zum Tode verurteilt, hatte Revision eingelegt ... oder der Anstaltsgeistliche hatte es für ihn getan, er selbst war ja vollkommen irre gewesen in der Zeit ... Die Revision wurde verworfen ... er stand oder saß in seiner Zelle und weinte unaufhörlich ... dann kam die Begnadigung ... lebenslänglich ...

Das war zwei Jahre her ... Und Ferdinand Retter war einunddreißig Jahre alt ... Ja, er hatte ein gut Teil seines Lebens verbummelt. Und wenn er zuerst Pech gehabt hatte und seine Stellungen ohne sein Verschulden verlor, später war er nachlässig geworden und hatte überhaupt nicht mehr gearbeitet ... Die Weiber! ... besonders die Lilli, die hätt' er nicht kennen lernen müssen! Und was für'n Bild von Frauenzimmer war sie doch gewesen, damals, als er mit den Kollegen aus dem Geschäft seinen Geburtstag feierte und sie zuletzt noch in den „Paradiesgarten“ gingen, wo sie bediente ... Gleich den ersten Abend ging sie mit ihm, war wie toll vernarrt in seine dunklen Locken ... ach, wo waren die Locken hin, die Locken und alles andere!

Ja, da hatte es angefangen. Sie verdiente, erst in der Kneipe und dann allerwärts ... und er rutschte verdammt schnell auf der dreckigen Bahn mit herunter ... Die Nächte durch wurde gespielt und gesoffen, den Tag über rumgebummelt und Dummheiten gemacht mit den sogenannten „Brüdern“, deren ordinärer Stumpfsinn ihn innerlich anwiderte ... Er hatte ja keinen mehr, mit der Familie war er vollständig zerfallen ... Dann kam der große Krach mit der Lilli, die zeigte ihn an, wegen Zuhälterei, und er bekam ein Jahr Arbeitshaus ... Das gab ihm doch einen furchtbaren Ruck! Er wollte umkehren. Aber es war schon zu spät. Es behielt ihn keiner; er war nicht mehr fähig, sich zusammenzunehmen und hintereinander zu arbeiten ... Wiewohl er erkannte, daß er immer tiefer sank ... Später, da hatte er eine, die Gustava hieß, eine Polin, die ging in die Warenhäuser, auf Bekanntschaften, und gleichzeitig räuberte sie da auch ... von der hatte er's gelernt ... von da an stahl er.

Ein paarmal war er in Untersuchung ... aber ihm war nie was zu beweisen ... seine Intelligenz und Ruhe retteten ihn jedesmal vor dem Gefängnis und das machte ihn sicher. Er fing an, Einbrüche zu verüben.

Zuerst allein – wenn er dabei geblieben wäre! – aber für große Sachen reichte seine Kraft nicht aus; ihm fehlte die handwerksmäßige Geschicklichkeit. Und so tat er sich mit dem „Schnepper“ zusammen, der eigentlich Karl Ladewig hieß und ein verkommener Ingenieur war.

Der Zuchthausgefangene wickelte sich fester in seine Decken. Die Dezembernacht war bitterkalt. Die Warmheizung ging noch nicht, sonst summt und zischte es in den eisernen Röhren. Draußen schlich auf seinen Filzschuhen der Nachtaufseher den Korridor entlang. Der würde Augen machen am Neujahrsmorgen, wenn er den „kahlen Nante“ sehen würde wie er am Fensterriegel hing und ihm die blaue Zunge raussteckte.

... Hm ... der Schnepper ... mit dem hatte er drei Jahre zusammengearbeitet, das heißt: gestohlen und eingebrochen. Hernach hatte die Gustava, das alte Frauenzimmer, sie auseinandergebracht. Und kaum drehte der Schnepper das erste Ding alleine, da atrappierte ihn einer von der Wach- und Schließgesellschaft, holte die Polente, und der gute Schnepper, der natürlich gleich seine Kanone raus hatte und schoß, bekam ein paar Kugeln in den Bauch. Später waren sie sich aus den Augen gekommen. Denn Schnepper, zäh wie eine Katze, hatte sich doch wieder ausgeheilt.

Der Mond kam ins vergitterte Fenster. Auf der hellbeschiedenen Woldecke lagen schräg und verbogen die eisernen Traillen ... Nein, hier wollte Ferdinand Retter nicht bleiben! ... Er hatte es dem Pfarrer in die Hand versprochen: wenn Gott ihm helfen würde, seine Unschuld zu beweisen und rauszukommen, dann wollt' er arbeiten, Tag und Nacht! Wollte keinen Schnaps trinken und kein Bier und die Frauenzimmer meiden, wie die Pest! Auch seine Rache wollt' er vergessen, an diesem Satan, der Gustava!

Er hatte sie satt gehabt, bis dahin! Und es war zu den scheußlichsten Szenen gekommen, ekelhaft! ... Aber wo er auch hinging, wo er sich auch verbergen wollte, sie war hinter ihm her, wie das Wetter! Und wenn er sie halbtot schlug, sie kroch ihm nach und winselte wie ein Hund an seiner Schwelle ... Aber er konnte nicht mehr, er konnte sie nicht mehr sehen! Der Ekel und der Abscheu fraßen ihn auf, wenn sie ihn bloß anguckte! ... Endlich dachte er: jetzt bist du sie los! Da kam ein Brief: „Wenn du mich nicht reinläßt, laß ich dich hochgehen!“ Er lachte – und wurde am folgenden Morgen, früh um 6 Uhr, aus dem Bette geholt, von der Kriminalpolizei ... Na, sie konnten ihm ja nichts, aber's war doch scheußlich; die denunzierte immer weiter, die Gustava ... Und dann vollzog sich sein Schicksal ...

Damals handelte er mit Lotterielosen, zum Schein ... Und gleichzeitig „spannte“ er feste, wo sich irgend was machen ließe ... Er hatte dummerweise aus dem Adreßbuch eine Liste herausgezogen von lauter alleinstehenden Frauen, und die trug er bei sich, als er verhaftet wurde. Er hatte ja noch das Papier rasch runterschlucken wollen, aber sie hatten's ihm aus dem Mund gerissen! Und da stand der Name der alten Frau Hallband auch drauf ...

Der Liegende atmete schwer. Trotz der Kälte in seiner Zelle, die die beiden Decken nicht vollkommen abhielten, ward es ihm auf einmal glühend heiß ... Er knirschte vor Wut und sprang mit nackten Füßen vom Bett, das an der Wand in eisernen Haspen hing, auf den eisigen Asphaltboden. Dabei lachte er irr und schauerlich, heiße Tränen stürzten aus seinen, vom vielen Weinen entzündeten Augen.

Nein, das hatte er dem Pfarrer, so lieb er ihn hatte – denn er war der einzige Mensch, der zu ihm hielt und der den Beteuerungen seiner Unschuld glaubte – das hatte er ihm nicht versprochen, daß er dies verfluchte Dasein aushalten würde, zehn, zwanzig Jahre, vielleicht noch länger, bis er verkommen und verblödet, wie ein altes Tier drüben im Lazarett kreperte ... Da war einer, der hatte seine Frau erschlagen, der schleppte sich so hin seit dreißig Jahren ... Ach, nein! ... bis Neujahr! ... Dann wurde er sein eigener Retter! Dann wurde der „kahle Nante“ entlassen, aus eigener Gnade! Und sinnetwegen in die blanke Hölle 'rein, bloß raus aus diesem Hause der Verdammten!

Er hatte ja die Frau in seinem Leben nicht gesehen! ... vorher ... er kommt da rein! ... die Küchentür nach dem Flur ist offen! ... Da liegt sie! ... zerstoßen, wie'n Sieb! ...

Beinah ohnmächtig war er geworden bei dem furchtbaren Anblick zuerst ... Und im nächsten Augenblick sagt er sich: bloß weg! ... wenn dich hier einer findet, bist du verloren! ...

Indem klingelt's draußen!

Er steht wie verdattert ... was soll er tun? ... weg? ... ja, aber wohin denn? ... die Wohnung hat ja bloß den einen Ausgang durch die Küche! ...

Nun schleicht er sich an die Tür, die Küchentür ...

Da draußen sprechen 'n paar ... ziemlich leise ... aber es sind Frauenstimmen ...

Voller Angst, in einer gräßlichen Aufregung kann er nicht zum Entschluß kommen ... Er möchte die Tür aufreißen, die beiden Weiber

über den Haufen rennen und die Treppe runter ... aber er wagt's nicht!
...

Indem sagt die eine draußen:

„Ach, Herr Müller, sehen Sie doch bloß mal, bei der alten Frau Hallband, da ist Blut an der Klinke und da, sehen Sie, da auf der Matte auch 'n paar große Tropfen ... was ist da bloß los?“

„Ja, ja,“ fällt die zweite ein, „und aufmachen tut auch keiner ... Ich habe schon vor 'ne halbe Stunde bei Sie geklingelt ... un vorhin, jetzt eben, da war's, als wenn einer sich drin langschleicht ...“

Mehr hört Ferdinand Retter nicht. Auf den Zehenspitzen steigt er ins Zimmer, über den Leichnam der Erstochenen weg, ans Fenster, das – es war ja Sommer damals! – weit offen steht.

Es ist Hochparterre, vielleicht vier Meter ... und unten ein kleiner Garten ... kein Mensch zu sehen ... der Eingeschlossene zögert und zaudert ... es sind schon viel mehr Stimmen draußen auf der Treppe ... jetzt klappert's am Schloß ... Da ist er auf der Fensterbank ... er springt! ... und liegt unten mit verknaxtem Knöchel, daß er keinen Schritt gehen kann.

Der Tischler im Parterre, der hat ihn zuerst gesehen ... fragt ihn ... hilft ihm auf ... da guckt oben aus dem Fenster ein Weib und schreit:

„Da ist er! ... Das ist er ja!! ...“

... Sie hätten ihn beinahe umgebracht! ... Und, wahrhafter Gott, es wäre besser gewesen, wenn sie's getan hätten! ... Ach, zuerst, wie er in Moabit saß, da hatt' er gar keine Angst! ... was konnte ihm denn geschehen?! ... Er hatte ein paar Einbrüche gemacht, das war an der Hand der Liste, die er dummerweise bei sich trug, bewiesen, und er hatte es auch nicht geleugnet! – Den Mord? – Den hatte er doch nicht begangen, da war er ja so unschuldig dran wie das Kind im Mutterleibe!!

Es kam zur Hauptverhandlung ... Sein Anwalt hatte gesagt: „Ängstigen Sie sich nicht, ich kriege Sie frei!“

Da, drei Tage vor'm Termin, meldet sich eine gewisse Gustava Wielopolska, gibt an, der Angeklagte Retter sei jahrelang ihr Zuhälter gewesen. Und wenn sie ihn auch zuerst nicht hätte reinlegen wollen, ihr Gewissen ließe ihr doch keine Ruhe: das Stückchen schwarzer Hornschale, was bei der Leiche gelegen hätte, gehörte zu einem Dolchmesser, das sie selber dem Angeklagten geschenkt hätte.

Der Züchtling, der wieder auf seinem harten Lager ruhte, ballte die mageren Hände und krallte sie ineinander, als hätt' er dazwischen den

Hals der Frau, die ihn zum lebendigen Tode verdammt hatte mit ihrem gleisnerischen Zeugnis ... Seine Zähne knirschten, was ein Menschenherz an Haß und Rache sinnen kann, das kocht in ihm! Jetzt, in diesem Augenblick, könnt' er wirklich zum Mörder werden an der, die ihn ja auch morden wollte und die ihn nun an jedem Tage tausend martervolle Tode sterben läßt!

Sie hatte ihm ja ein Dolchmesser geschenkt, ja! Aber doch ein ganz anderes ... Vor Jahren schon ... Und das war rot gewesen, so aus braunrotem Holz war die Schale ... Aber nicht allein sie, dieses Schandmensch, nein, auch die Wirtin, wo sie damals gewohnt hatte, natürlich auch so'n Stück Unglück, und noch eine sogenannte Freundin, ein hysterisches Weib, die nicht den Mund aufmachen kann, ohne zu lügen – alle drei beschwören es und nehmen's auf ihren Eid: das Stückchen schwarze Hornschale gehört zu dem Messer, das ihm die Gustava geschenkt hätte!

Da mußten ihn die Geschworenen ja schuldig sprechen! ... Blut war auch an seiner Hose ... wer weiß, wie er dazu gekommen war! ... Und konnte von Glück sagen, daß man ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt hatte ... Von Glück ... Ja, ja, er hatte immer viel Glück gehabt in seinem Leben ... Na, sein Leben war nur noch kurz! ... Am Neujahrsmorgen ...

... Donnerwetter, was kloppte denn der alte Esel da fortwährend! ... Er wollte keine Gespräche mehr führen! Er hatte genug von den Halunken, drin ebensogut, wie draußen! ...

Da schnarrte ein Räuspern an der Heizklappe ... Also der wußte Bescheid, nebenan ... Und nun klopfte es wieder ... wie? ... tack tack tack ... tack ... tack tack ... tack tack tack ...

Der Gefangene setzte sich im Bette auf ... Wenn das nicht ein Zufall war ... Das Zeichen kannte nur „Schnepper“ ... Im Nu hatte er seine zwei Decken um den Leib genommen, den Sitzschemel an die Wand, unter die Heizklappe gerückt und reckte sich, um, trotz seines langen Körpers, die hohe Öffnung zu erreichen.

Schnepper war kleiner. Aber er hatte sich, wie er gleich sagte, auf irgendeine Art ein Sprachrohr konstruiert, das er in die geöffnete Klappe schob ... so hörte ihn sein alter Komplize deutlich ...

„Drei Jahre hab' ich diesmal,“ sagte er im Flüsterton, „die alte Geschichte ... Schaufenster ... ich kann jetzt, so alleine, schwer an was Großes rangehn ... Ja, wenn du noch dabei gewesen wärst!“

Ferdinand Retter wollte sagen: „Bei mir is’s aus! Ich mach so was nicht mehr!“ – aber er verkniff sich das.

„Der ›Rolledé‹ is auch hochgegangen, dichte vor mir,“ erzählte Schnepfer weiter, „der hat so alte Frauen jemacht, weißte, die alleine ihre Bleibe haben ...“

In des kahlen Nantes Seele spannte sich eine Saite, während der andere erzählte:

„Se haben auch’n Zettel gefunden bei ihm ... na, du weißt ja, gerade so wie bei dir ... is ja eigentlich ’ne Dummheit ... kolossale Dummheit ... sowas ... Und wir hatten gerade noch was bedibbert, ’n Abend vorher, weißte! ... Bloß, ich wollte nich recht ran, der kriegt immer gleich sone kullrigen Augen, der Kerl! ... und hat ewig ’s blanke Messer aus de Tasche ... das trägt er so eingenäht mit Leder, wie in ’ner Scheide ... Und weißt du, Fernand, das Allerdollste, den Abend vorher gibt er mir doch das Messer, ich sollt’s wieder ’n bißchen zurecht machen ... ein Stück von de Hornschale war losgegangen ...“

„So ’ne schwarze Hornschale?“ fragt Ferdinand und die Saite in seinem Herzen schwingt zitternd.

„Ja, hast du’s denn mal bei ihm gesehn?“

„Ich glaube ... ’s war so’n langes, spitzes Messer ...“

„Ja, ja ... ’n paar Hämmer sind drauf eingraviert, darunter steht Remscheid ...“

Ein schwerer Seufzer kam von drüben her; Schnepfer horchte auf und fragte:

„Biste noch da, Nante?“

„Ja,“ klang es leise, wie aus einer Brust, die Zentnerlasten pressen ... Und wieder ein wenig lauter und fester:

„Ich hab ’n gut gekannt ... wie hieß er doch mit seinem wirklichen Namen gleich?“

„Warte mal, Mensch, warte mal! ... Ach ja, richtig, Willert! ... Max Willert ...“

Ferdinand Retter hatte diesen Menschen nie gesehen, aber er erblickte ihn vor sich, hier im Dämmerlicht des Mondes ... er sah ihn, ein langes, spitzes Messer mit einer schwarzen Hornschale am Griff schwingen, über einer alten Frau, die in Strömen von Blut verröchelte.

„Biste noch da?“ fragte Schnepfer.

„Ja ...“ und mit einem furchtbaren Scherz fügte er hinzu, „ich bleibe hier ... lebenslänglich!“

„Armer Kerl ... Wie kannst du aber auch so 'ne Sache machen?!“

„Ich habe den Mord nicht begangen.“

„Na ja, gewiß, aber hör' mal, Nante ... wir sind doch hier ganz alleine unter uns ...“

„Was hast du denn mit dem Messer gemacht?“ unterbrach ihn der andere.

„Ach, das ist ja das Dumme, das haben sie mir abgenommen, wie ich verschütt ging ... Das liegt bei meinen Akten ... und denn, weißte, Nante, die dich reingelegt hat, die Gustava ...“

Der drüben sprach gewiß noch weiter, sagte, was mit Retters Todfeindin geschehen sei – aber Ferdinand Retter hörte ihn nicht.

Der Züchtling war von seinem Schemel herabgestiegen und stand im hellen Mondschein, in seiner Decke einer gespenstischen Erscheinung gleich – denn der fast kahle Schädel über dem todblassen Gesicht entsprach ganz diesem Bilde! – er stand mitten in der Zelle, groß und unbeweglich.

Und seine Augen weiteten, seine Nasenflügel blähten sich, und die Saite in seinem Innern war straff, als müßte sie zerreißen!

Was die Seele dieses Mannes in den zwölf Stunden, die bis zum nächsten Vormittag vergingen, was da die zur letzten, großen Wanderung schon bereite Seele durchkämpfte und durchlitt; wie sie blutend hinaufkletterte am schroffen Grat der Hoffnungen und hunderttausendmal herabstürzte in den schwarzen Abgrund aller Verzweiflungen; wie sich alles, was noch gut war in ihr, zusammenschloß zu dem demütigsten Gelübde an Gott und die Menschen, und wie doch der Trotz wieder herkam und zerschlug alles Gelobte zu Scherben; wie die Sekunden zu Messern wurden, die jedes unbarmherzig in ein zuckendes Leben stachen, und wie überall in den Ecken, drinnen in der Zelle und draußen auf dem verschneiten Zuchthaus Hof, der Wahnsinn kicherte; und wie dann Ferdinand Retter sich am nächsten Morgen zum Pastor führen ließ, als sei es der Henker, der ihn jetzt erwartete – das löschte in dem Buche des großen Richters droben die Schuld, die der „kahle Nante“ in seinem Leben auf sich geladen hatte, blank und rein aus.

„Ich will nur wünschen, daß Sie recht haben,“ sagte der Greis im schwarzen Rock, „bitten Sie Gott, daß er Ihnen beisteht!“

Damit ging der Geistliche und suchte jenen Max Willert auf, den sie draußen „Rollede“ nannten.

„Ich komme zu Ihnen im Auftrage eines Lebenden und einer Toten“, sagte der alte Mann feierlich.

Der Verbrecher verfärbte sich, tastete mit den großen Händen hinten an die Wand, als ob er eine Waffe suche, und sagte:

„Wieso?“

„Der Lebende ist der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Strafgefangene Ferdinand Retter, die Tote ist die ermordete Frau Hallband, und zwischen beiden liegt ein bluttriefendes Messer ... das ist das Ihre!“

Der Verbrecher lachte heiser. Sein Kopf wurde rot, seine bösen Augen flogen hin und her ... Die Lippen gingen ihm voneinander und Schaumbläschen traten dazwischen hervor ... Auf einmal stieß er einen Schrei, ein wildes, tierisches Geheul aus und stürzte sich auf den Pastor!

Der packte den Sitzschemel und verteidigte sich ... Er wäre dem Rasenden erlegen, wenn nicht im nämlichen Moment der Aufseher, aus Sorge um den verehrten Mann, durch den Spion geblickt, die Gefahr gesehen hätte und hereingedrungen wäre.

Da wandte sich der Tobende gegen den Bewaffneten, bis dessen Säbel ihn durch und durch stieß.

Er lebte, er atmete aus roten Quellen, und über den Asphalt floß sein schäumendes Blut. Da packt ihn die Angst, und sich an den Pfarrer, der bei ihm kniete, festklammernd, bat er ums Leben.

Aber der Tod kam und gebot Frieden ... Und mit schon verfärbten Lippen gestand Max Willert den Mord ein.

An einem hellen Tag ging Ferdinand Retter in die Freiheit. Der alte Geistliche gab ihm das Geleit.

„Da vorn,“ er deutete in die sonnige Welt, „da liegt für Sie ein neues Leben! Vergessen Sie das alte und werden Sie glücklich in dem, das Sie erwartet!“

Im Möbelwagen

Es hatte gefroren, und der erste Schnee war vom Himmel gefallen. Darüber kalt und blank die Wintersonne. Aber gegen Abend wurde die Sonne blutrot, der ganze Westen färbte sich mit Purpur, und mit finsterer Strenge brach die Nacht herein.

Draußen in dem Berliner Vorort Wilmersdorf zwischen den letzten Häusern standen auf einem einsamen, nur von einem Drahtzaun umgebenen Gelände eine ganze Anzahl großer, verschließbarer Möbelwagen. Um den Drahtzaun schlichen, abseits der Straße, zwei Männer.

„Hm ... hier muß et jleich ... sind!“ sagte der eine mit heiserer Stimme und tastete nach der Lücke im Drahtzaun, durch die er, sich zusammenkauern, seinen Körper zwängte.

Endlich war er durch. Er stöhnte. „Na?“ sagte er dann zu dem noch Draußenstehenden. Diesem wurde bei seiner Magerkeit das Durchkriechen leichter. Sich dicht an den Gefährten haltend, flüsterte er: „Wer’n wir denn auch noch reinkommen?“

„Na immer! Det war ja noch scheener! Wer hat denn die Penne ausbaldowert? Ick doch!“

Sie gingen jetzt vorsichtig auf dem mit Gras bedeckten Boden zwischen den Wagen hindurch.

„Stoß da’ nich! Der dritte is et!“

Der Heisere pochte an, in einem bestimmten Takt, dreimal. Dann klang es dumpf von innen: „Pfefferneese ... bist du’t?“

„Woll, woll, mach man uff!“

Man hörte, wie sich drinnen jemand an der Tür zu schaffen machte. „Von innen kenn’ wa nämlich nich zuschließen, da machen wir se mit Draht feste, die Türe.“

„Und wie kommt Ihr rin?“

„Der lange Otto, der is befreundet mit den eenen Kutscher von Jebrieder Schuster – die ihre Möbelwagen sind det nämlich! – un friehmorjens jem’ wa’ den Schlüssel denn immer wieder ab ... Seh’ mal, frieher, da war det noch schlechter, da lag man in die Wagens, wo bloß Vorhänge dran waren, und alle Neeselang kamen de Jreifer^[37] un

machten 'ne Ratzjacht^[38] uff uns! ... Heute kann uns de Polente^[39] wat!
... aber ...“

Die Tür des Möbelwagens ging auf, und geschickt schwang sich Pfefferneese hinein.

„Na, willst du nich jefälligst hinter dir zumachen?“ klang es grämlich aus der Finsternis.

„Jleich, es kommt noch eener!“

„Wat, du hast noch eenen mitgebracht?“ fragte dieselbe mißtrauische, ärgerliche Stimme, „det jibbt's nich, du, vastehste? Dazu erteile ick meine Jenehmigung nich!“

„Aber, Otte, mach' doch keen' Summs!“

„Nee, nee, nee, nee, nee!“

„Aber Otte! seh' mal, det is'n junger Mensch, der hat Pech jehatt! un Platz is doch ooch! un draußen friert et! Wat meenst du, Spitzer, soll er mit rin oder nich?“

Ganz hinten aus der Ecke kam ein Gähnen. Dann stotterte es aus der Dunkelheit hervor:

„Ick m... m... m... meene janischt! m... m... m... meinswejen macht, wat a' wollt! ... wenn a' mir b... b... b... bloß schlafen laßt ...“

„Na, un ick wer janich jefragt?“ sagte jetzt eine frische, lustige Stimme. „Da hab' ick doch woll ooch noch 'n Wort mitzereden, Otte! Oder meenste, ick mache hier umsonst 'n Wirt un sorje, det ihr alle wat zu präpeln habt? Ick sage, der junge Mensch soll rin!“

Der lange Otto brummte, aber er gab die Tür frei. Pfefferneese half seinem Begleiter schnell hinauf. Und hinter ihm wurde die Tür gewissenhaft zugemacht.

„So ...“ sagte die wohlwollende Stimme, „nu such dir'n Platz, mein Junge! Oder meenste etwa, wa wer'n da hier 'n Scheeselonk uffstellen?“

„Nein, Nein,“ sagte der junge Mensch ängstlich. Dabei tastete er nach einem freien Platz und kam unglücklicherweise dem langen Otto zu nahe, der ihm heimtückisch einen Stoß gab, daß er stolperte und hinfiel.

So wie er hingefallen war, blieb er auf den Lumpen, die den Boden bedeckten, liegen. Ohne einen Laut der Klage, betäubt und verzweifelt und von jener grenzenlosen Traurigkeit ergriffen, die in der Ermüdung des Körpers und der Seele ihren Grund hat.

Aber er fuhr doch rasch empor, als es jetzt wieder von außen gegen die Tür des Wagens bummerte.

„Pst!“ machte einer im Wagen, „keen’ Ton!“

Der draußen bat und jammerte: „Laßt ma’ doch ooch rin! Ihr habt ja noch Platz! Ick weeß et ja!“

Dann, da drinnen alles still blieb, schlug er wieder mit den Fäusten gegen die Tür und schrie:

„Na, wart’ mal, wenn a’ so jemein seid, denn wer’ ick eich die Fahrt ooch vamasseln^[40]!“

Als man ihn davonrennen hörte, sagte Hundewilhelm: „’s wär’ doch am Ende besser jewesen, wenn wa’n rinjelassen hätten.“

Dann unterhielten sie sich über den jungen Menschen. Er aber hörte ihr Gespräch ohne alle Teilnahme, gerade als redeten sie von jemand, der ihn gar nichts anging.

„Er hat mit’n andern zusamm’ ’n Ding jedreht^[41]“, erzählte Pfefferneese, „det erstemal in sein’ Leben ... un wat macht der andre? ... Er jibbt’n ’n Meter^[42] un sagt, der hier sollte ’n paa’ Minuten uff ihn wachten in de Kaffeehalle ... un der is ooch so demlich un tut det. Un daweil türmt^[43] der andre mit den janzen Zaster.^[44] Seht a’, det heeßt denn Spitzbubenehrlichkeit!“

„Ach, wat, Pfefferneese, davon vastehst du doch nischt!“

„Aber du, Hundewillen, wat? Du vastehst ’et! Weil du de’ Leite die Leinen abknipst, woran se ihre Köters haben, un vakoofst nachher die Teelen vor’n Dahler, nich wahr, darum bist du wat Besonders? Mir wundert bloß, det se dir noch nich zum Vorsitzenden jewählt hab’n in’n Tierschutz! Da paßte hin!“

„Na nu laß man, Pfefferneese!“ lachte Hundewilhelm, und auch sein Lachen hatte etwas so Sympathisches und Liebenswertes, „wat zwischen uns vor’n Untaschied is, det weeßte recht jut! Un det ick nich hier mang eich mang wäre, wenn ick nich sone haushohen Lampen^[45] hätte, det weeßte ooch!“

„Ja, un damit wird er uns schließlich noch alle zusamm’ vamasseln!“ knurrte der lange Otto dazwischen.

„Na, bei dir soll det nu woll schwer halten, Otto! Wer son Jeschäft hat wie du, det er kleene Kinda dat Jeld abluchst, wenn se bei’n Koofmich wat inholen sollen, un de kleenen Meechens de Ohrringe rauszieht, wenn’t keener sieht, wenn eener sone madijen Sachen schiebt, dem scheint’n de Sonne hell^[46] jenuch, da kann a’ jeden Dach zehnmal alle war’n^[47] ... Bei mir, das is det wat anders, ick halte eben uff mein

Desseng! ... Und wat'n richtig ausjeknobeltes Desseng is, wer det hat – da kann er Dinger nach drehn, die klappen immer!“

„Na, alooben Se mal, jeehrter Herr Hundavaschieber, det versteh' ick nu janich! Wat meenen Se damit, mit'n Desseng ausknobeln? ... un wat is iebahaupt 'n Desseng?“ fragte Pfefferneese.

„'N Desseng?“ Hundewilhelm schien die Erklärung nicht leicht zu werden, „'n Desseng, det is eben ... na, seh' mal, Pfefferneese, 'n Desseng, det is, wenn de wat vorhast, un du weeßt noch nich, wie du 't fingern sollst, denn machste da' eben 'n Desseng, un danach arbeitste denn!“

„Hm ...“ machte Pfefferneese, „also, wenn ick beispielsweise Appetit uff 'n Zijarnn habe, dann mach' ick ma'n Desseng. Denn jeh' ick unter de' Linden un latsche hinter de feinen Herrens her un paß uff, wenn eener eene wegschmeißt; un denn stipp^[48] ick se un rooch' se mir an, un det is denn 'n Desseng, nich wahr?“

Alle lachten und Hundewilhelm am herzlichsten.

„Na, haste denn vielleicht noch son paar Dessengs bei dir?“ fragte er den Pennbruder.

„Woll! De ganze Tasche hab' ick voll! Man immer ran, wer eene haben will! Aber wer hat Streichbolzen?“

„Ick“, sagte der Grämliche hinten aus der Ecke, den die Aussicht auf den Tabaksgenuß etwas zu versöhnen schien, und kam näher.

Ganz abgesehen davon, daß sie gerne rauchten, ließ sie das Gefühl ihrer Armut nach allem greifen, was ihnen umsonst geboten wurde. Und wie nun ein Zündhölzchen aufflammte, da sah der kleine Kommiss in das gemeine Gesicht des langen Otto, eines ehemaligen Sergeanten, der wegen Mißhandlung seiner Untergebenen davongejagt und dann allmählich zum Bummler und Strolch herabgesunken war ... Auch den sah er, den sie „Spitzer“ nannten, einen kleinen, grauköpfigen Mann, in einen alten Gehrock eingewickelt, der ihm viel zu lang und zu weit war, mit abstehenden Ohren und vor Frost und Alter schon ganz krumm gezogenen Gliedern. Dann Pfefferneese, der ihm gutmütig einen recht langen Stummel heraussuchte; diesen drolligen, alten Pennbruder mit großer, flammender Pustelnase; und schließlich Hundewilhelm, eine Art Kavalier des Elends, der einen schmutzigen Stehkragen und eine Lavalère trug und seine ausgemergelte Gestalt elegant bewegte.

Aber der junge Mensch mit den langen, etwas gelockten Haaren machte seine Wahrnehmungen rein passiv, er dachte auch gar nicht

darüber nach, sondern legte sich, sobald seine Zigarre brannte, wieder auf das Lumpenbündel und horchte auf das, was der gesprächige Hundewilhelm sagte.

Der gab auf Pfefferneeses Frage jetzt einige Details über den Hundediebstahl zum besten.

„Seh’ mal,“ sagte er, „wie ick dazu jekommen bin, det is doch ganz einfach: ick wa Hundefänger bei’n Tierschutz. Na, un da sagte ick mir, wat sollste immer vor andre Leute die Biester infangen? Det Jeschäft kannste doch alleene ooch machen! Un obendrin lernte ick da uff ’n Wedding noch son Händler kenn’, der brauchte welche! ... Zuerst fing ick se nämlich bloß un wartete, bis eener ’ne Annonce losließ, und dann jing ick hin und sagte: ›Ick hab’ Ihren Hund jefunden‹, und kriegte meine Belohnung un scheen! Aber nachher war det nischt mehr! Die mehrsten jaben nischt, un eenmal zeigte mir sojar eener an, weil er’s von’t Fenster aus jesehen hatte, wie ick seine Teele ranlockte. Un wie ick denn meine vier Wochen runterjerissen hatte, da sagte ick mir: Jetzt wirste dir den lieben Doten mal von de andre Seite bedrachten, Wilhelm! Und da fung ick an, zu handeln. ’T wa draußen in Treptow. Ick weeß heite nich mehr, wie ick jrade da raus jekommen bin, kurzum ick jeh durch ’n Plänterwald un seh’ da ’n Frailein sitzen ... Stellt euch mal vor: ’n weißet Kattunkleid mit Blümekens druff, ’n Paar schwarze Stiebel, ’n großer, weißer Hut mit ’ne mächtige Feder un ’n Pompadour – det wa’ eijentlich allens! Wat in die Sachen drin war, det war reene janischt. Man sollte janich glooben, det an’n Menschen so wenig dran sein kann! Nebenbei war se aber schon derbe aus’n Schneider raus. Na, se las in ’n Buch, so mit Joldschnitt un’n roten Deckel – später hab’ ick afahren, det et Jedichte waren! – und an ’n blauet Seidenband, ausjerechnet blaue Seide, hatte se ’n kleenen Hund. Durch den Hund war ick nämlich uffmerksam uff se jeworden. Seht mal, unsaeener, der is doch schließlich ’n Kenner! Ick will ma’ jarnich rühmen, aber wat Hunde anbelangt, da kann mir keener nischt vormachen, een Blick, un der jeniegt! Also, wat ick eich sagen wollte, wat die ... na eben die Person, wat die da hatte, det wa’n Windspiel ... Wißt ihr, wat ’n Windspiel is?“

„Ach, Quatsch!“ sagte Pfefferneese, „woher soll’n wir denn det wissen?“

„Nee, det kennt ihr ooch nich wissen! Also, ’n Windspiel, det is det Feinste, wat et überhaupt in Hunde jeben dhut! Un obendrin war’s ’n weißet!!“

Der Erzähler machte eine Pause, als hätte er das kostbare Tierchen vor seine Hörer auf einen Tisch gestellt und wollte ihnen nun Zeit lassen, es zu bewundern.

„Na, un damit schnappt et?“ fragte Pfefferneese brutal.

Hundewilhelm aber lachte nur leise: „Wie ick den Hund jesehen hatte, da fuhr ick sofort nach ’n Wedding raus zu Müllern’ un sagte: ›Sie, Müller,‹ sag’ ick, ›ick hab’n Hund!‹ – ›Na, ja,‹ sagt er, ›ick habe ’n Sticker zehne!‹ – ›Ja,‹ sag’ ick, ›ick habe aber ’n Windspiel!‹ – ›Ick ooch!‹ sagt er, ›bloß meiner is ’n bisken jroß un nich spiß jenuch in ’n Kopp!‹ – ›Un meiner is kleen, janz kleen un hat ’ne Neese wie ’ne Stecknadel un er is – weiß!!!‹

Wie ick det jesagt hatte, da zog der Mann ’n Dahler aus de Hosentasche, jab mir den Dahler un sagte: ›Willem,‹ sagt er, ›Willem, jetzt paß uff! Jetzt is der jroße Monument jekomm’, wo sich der Mensch von ’n Affn untascheiden dhut! Jetz’ jeh ran!‹

Un denn pellte er mir die Sache ausenander: er hätte sojar schon ’n Käufer for det Windspiel. ’N Jutsbesitzer, der hätte eens jehabt un det wer’n verreckt, un et kennte kosten, wat et wollte!

›Scheen,‹ sage ick, ›also tausend Mark uff de Kippe!‹^[49]

Na, Müller zögerte erst, aber dann schlug er in.

Ick noch an’n selben Nachmittag wieder raus nach Treptow. Un, wat soll ick eich sagen – kaum komm ick in ’n Park, richtig sitzt ooch da die Person wieder mit ihr Windspiel. Aber immer an’t blaue Seidenband! Und da konnt’ ich machen, wat ick wollte! Ick konnte jeden Tach kommen un jeden Tach, die Person ließ keen Ooge von den Hund.“

„Höhö!“ machte der lange Otto, „warum haste se denn nich eenfach übern Haufen jerannt?“

„Weil ick sowat nich mache! Det is nich mein Dessin!“

„Un t... t... t... tzehn Jahr ...tz ...tz Tzuchthaus, det is ooch ... ooch ... ooch nich dein Dessin!“ stotterte Spitzer, „n... n... n... nich wahr, Hundewillem?“

„Na, Sache!“ erwiderte der Erzähler, „dazu muß eener frieher Unteroffizier jewesen sind, ick krieje den Ton nich raus! Aber um da wieder anzuknüppern: ick kam nich weiter un kam nich weiter mit det Geschäft. Un haben muß’ ick ’n doch, den Köter! Also eenes scheenen Tages – ick wa’ damals jrade sehr duft in Schale^[50] un hatte ma obenin zu de Jeschäft Müller’n seinen Aaltopp^[51] jepumpt – eines scheenen Tachs jeh’ ick ran an se un sage:

›Vazeihn Se, Frailein,‹ sag ick, ›wenn ick steere, aber ick sehe Ihnen dagelang hier rumsitzen un lesen. Kenn’ Se ma nich sagen, wat det for’n Buch is, in wat Se da lesen?‹

Dabei hatt’ ick natierlich den Tintenproppen in de rechte Hand jenommen, wodruff ick ’n sehr schnudligen Glacéhandschuh jezogen hatte, und machte ihr ’ne Vabeijung ... Sie kiekt mir an, wird janz blaß un sagt: ›Mein Herr, ich vastöhe Ihn’ nich!‹

›Woso?‹ frage ick, ›ick rede doch janz deutlich.‹

Dadruff will sie weiterjehn. Ick laß mir aber nich abweisen, na un wat soll ick eich sagen, in fünf Minuten, da hatt ick ihr dermaßen injewickelt, det se mitjing wie ’n Lamm. Un nu fing se an, von Jöthe zu reden un von Schiller un noch son paa’ Dichter, un ick brauchte bloß immer mit’n Kopp zu nicken, denn wat zu reden wa’, det redte sie allens alleene. Aber den Hund, den ließ sie dabei nich aus’t Ooge. Übrijens hieß er ›Eujen‹, nach ihren vastorbenen Breitjam, sagte se. Na, wie wa nu zwee Stunden jedibbert hatten, da konnt’ ick nich mehr un empfahl mir. Und sie sagte: ›Uff Wiedasehn, morjen!‹

Ick natierlich raus bei Müllern un sagte ihm, er sollte man immer schreiben, wir schickten den Hund nächstens, damit der Herr nich vorher woanders eenen kooft. Un im übrijen sollte er übermorgen Vormittag in’n Plänterwald sein und sollte die kleene Hündin – Müllern sein Windspiel war nemlich ’ne Hündin – mitbringen.

Ick selber war natierlich schon an’n nechsten Tag wieder draußen in’n Hain ... Un die olle Jumfer, furchtbar freindlich, wartete schon uff mir. Un denn sprachen wa wieder von Jedichte. Se hatte diesmal ’n Pfaunblauseidenes an un deklamierte wie son Jrammophon. Frierher wa se Schneiderin jewesen, aber denn hatte se mal ’ne olle reiche Dame zu Tode jepflegt, un da hatte se jeerbt ...“

Hundewilhelm machte eine nachdenkliche Pause, dann fuhr er fort: „Wenn ick heite so recht darieber nachdenke, dann hätt’ ick se vielleicht doch lieber heiraten sollen, aber die Jeschichte mit den Hund war leichter, un et wa ooch mehr mein Dessin. Also scheen, et vajeht wieder ’n Tag, un richtig meine Jumfer is wieder da, wie ick ankomme. Ick hatte noch mit Müller’n vorher eenen jehoben, un er sollte sich vorläufig janz retireh halten.

Wir beede steiern also los, det Frailein un ick, un wie jewöhnlich nach die einsamen Jänge, wo se denn besser ihren Affen loslassen konnte mit det Deklamieren. Heite hatte se soja zwee Biecher unter’n Arm, un ick hatte mir schon Watte in de Ohren jestoppt, weil se immer so juchte,

wenn se an 'ne Stelle kam, wo von Liebe de Rede wa! Also sie janz bejeistert, ick mit 'n Aaltopp nebenher und hinter uns, an de blaue Seidenstrippe, Eujen!

Mit eenmal, wir waren jrade uff'n Weg, wo rechts 'ne Masse sone janz dichte Sträucher mit kleene, rote Beeren dran waren, da sah' ick hinta de Büsche Müller'n. Aha! denk' ick, fasse in de Tasche und holer janz unbemorken 'ne kleene, scharfe Schere raus. Denn een Schnitt, und Eujen war lose.

Det Frailein las jrade 'n Jedicht vor, un da war se so wech von, det se immer mit ihr mageret Ärmeken in de Luft rumfuchtelte un an nischt anders dachte ... wie ick ma vastohlen umdrehe, seh ick, det Eujen jrade zu Müllers kleene Teele ›juten Morjen‹ sagte. Denn verschwand se, weil Müller se an 'ne lange Strippe hatte, in de Büsche, un Eujen war ooch wech!

Aber wie sich det Frailein denn umdrehte un et inne wurde, det der Hund wech war, na ick kann eich sagen, det mecht' ick nich nochmal durchmachen. Un mit Jewalt wollt' se nach de Polizei! ... Nu redeten ja ooch de Leite alle, un ick, ick kriegte mächtige Maure,^[52] denn wenn se det dat, dann war ick doch Onkel von wejen Album^[53] un so ... Un ohne die durchjeschnittene Strippe wer'et ja noch jejang', aber wie hätt' ick 'n denn loskriejen sollen ... Schließlich sagte ick ihr:

›Ick besorje Ihn'n den Hund wieder ... valassen Se sich dadruff ... Ick kenne alle Händler, un ick wer se vor'n Ankauf von det Windspiel warnen. Bloß die Unkosten, die müssen Se mir vajüten.‹

Na, dadruff bekam ick zwanzig Em^[54] un jing erst mal sehr jediejen friehstücken. Nachmittags jing der Hund per Eiljut jejen Nachnahme ab an den Jutsbesitzer, un andern Tag reiste ick schon hin. Det wa Dienstag. Mittwoch kriegten wa det Jeld und Donnerstag früh kam 'n Brief: Der Hund wäre entlaufen, ob er vielleicht bei uns wieder injetroffen wäre. Wir depeschierten zurück: Nee, aber wir würden uffpassen. Wie ick die Depesche uffjab, hat ick Eujen uff'n Arm, und denn nahm ick mir 'n Droschkon un jondelte raus bei den Frailein. Aber, wie ick unten vor de Türe war, überlegte ick mir det un sagte zu Müllern, der war selbstvaständlich bei: ›Du, behalte 'n mal noch so lange! ... ick jlobe, da reißen wa noch 'n blauen Lappen ab!‹

Und denn ruff bei se.

Na, wie ick ihr sagte, ick hätte den Hund, da fiel sa ma' direkt um 'n Hals ... ›Wo denn? ... wo? ... wo denn bloß? ... Eujen! ... Eujen! ...‹

Und so wollte se schon de Treppe runter.

›Pst!‹ sagte ick, ›immer stille! Det kost' Draht, liebes Frailein!‹

›Na, wieso denn? Der Mann hat'n doch jestohlen!‹ Ausgeben tat se nämlich nich jerne wat! Aber ick, janz seelenruhig: ›Nee, Frailein, der Mann hat'n nich jestohlen! Det is'n Händler, der'n vor'n janz zivilen Preis jekooft hat! Hundert Mark hat er jejem! Wollen Se denn wejen sone Lappalie ...‹“

„Pst! ... Pst! ... stille doch! ... heert ihr denn janischt?“

Pfefferneese unterbrach den Erzähler.

„Det sind mehrere“ flüsterte der lange Otto, „na, wir lassen keen' mehr rin!“

Indem kamen die Schritte näher. Jemand schlug, offenbar mit der Faust, gegen die Tür.

„Aufmachen! Aufmachen! ... Aber dalli!“

„Det is Polente!“ sagte Pfefferneese, „da hilft allens nischt ... na, meine Flebbe^[55] is schließlich in Ordnung ...“

„Wird's denn nu bald?“ klang es wieder von draußen, und man hörte deutlich das Klirren des Säbels, mit dem der Beamte gegen den Wagen schlug.

„Du!“ zischte Hundewilhelm dem kleinen Kaufmann ins Ohr, „halt' da dichte an mir! ... wir türmen^[56]!“

Pfefferneese machte auf und sagte den Beamten, die mit Blendlaternen vor dem Wagen standen, eine Verbeugung machend: „Juten Abend, meine Herren!“

Der Kriminalwachtmeister, der zunächst stand, befahl: „Alle raus! ... einer nach'n andern! ... und in einer Reihe aufstellen!“

Zuerst kletterte der Pennbruder 'runter, dann Spitzer. Nach ihm kam der lange Otto, der laut schimpfte und fluchte.

Und in dem Augenblick, wo der Beamte die Laterne hob, um in den Wagen zu leuchten, sprang mit einem gewaltigen Satz Hundewilhelm an den Schutzleuten vorbei ins Freie.

Einer blieb bei den Arrestanten, die anderen Beamten eilten, so schnell sie konnten, hinter dem Flüchtling her. Indem sprang noch einer heraus, der kleine Kommissar, rannte an dem ganz verdutzt dastehenden Beamten vorüber und gewann das Weite.

Hundewilhelm wurde beim Durchkriechen des Drahtzaunes eingeholt, trotz aller Gegenwehr überwältigt und mit den drei anderen abgeführt.

Der Feldräuber

In der Stube des Bauernhauses, der einzigen, deren Wände unbeschädigt waren – die Decke freilich hatte ein großes, zackiges Fenster von einem anderthalb Fuß langen Granatsplitter, der in der Ecke lag – in dieser Stube saß Anton Jeremias Jeruscheit auf einer kleinen, hölzernen Fensterbank.

Er kaute ein wenig Tabak, den er von einem mitleidigen Soldaten des Transportkommandos erbeten hatte, und dachte über sein fünfundzwanzigjähriges Leben nach, das heute mittag um zwölf Uhr zu Ende gehen sollte.

Das heißt, daran glaubte er vorläufig nicht. Er glaubte überhaupt nicht an die Dinge, ehe sie nicht wirklich da waren; gerade wie er auch vorher nicht lange überlegte, was er in diesem oder jenem Fall tun würde. Wenn's soweit war, sprang der Entschluß in ihm auf, wie der Hase aus dem Lager, den er als Junge in seinem Heimatdorf Pitschwinken mit dem Knüppel totgeschmissen hatte ... Später war er mit seinem Vater, der sich als Holzfäller und Flößer verdingte, nach Königsberg gekommen; wie, wußte er eigentlich gar nicht mehr. Aber da in Königsberg hatte man ihn abgefaßt, wie er einen Schinken stahl, und ihn ins Gefängnis gesteckt.

Seine Eltern bekam er nachher nicht mehr zu sehen, hatte auch gar keine Sehnsucht nach ihnen. Er kam aufs Land in Fürsorge, riß aus, wurde eingefangen und riß wieder aus, überall mausend, wie ein Kater, der von seinem Hof gekommen ist und allmählich ganz verwildert.

Siebzehnjährig vagabondierte er mit einem Frauenzimmer umher, einer alten, trunksüchtigen Person, die zweimal seine Mutter hätte sein können und die ihn ernährte. Und die brachte ihn nach Berlin.

Er lachte laut auf, wie er jetzt daran dachte, daß sie damals sich immer als Mutter und Sohn vorstellten, wenn sie betteln gingen, und daß die alte Margell so heiser schluchzte und heulte, daß ihr die Leute schon etwas gaben, bloß um sie loszuwerden.

Aber in Berlin wurden sie doch geklappt und kamen nach Verwarnung und kurzer Haftstrafe schließlich ins Arbeitshaus. Von da aus hatte sie einmal an ihn geschrieben, die Alte; der Pastor hatte ihm den Brief vorgelesen. Dann war er entlassen worden und in die Arbeiterkolonie gekommen.

Ach, da oben auf dem Balkensplitter am Loch in der Decke, da saß ein kleiner Vogel, der sang ein bißchen, dann flog er fort ... Ja, so, wenn man Flügel hat, da kann man fortkommen! ... Die Sonne leuchtete schön herein ... Aber draußen klang der Schritt des Wachtpostens ... trapp ... trapp ... trapp ... nein, kein Weg war mehr frei ... um zwölf Uhr ... wenn man bloß wüßte, wie spät es war?

Ja, in Berlin, da war er eine Zeitlang Hausdiener gewesen beim Kaufmann. Ach, da hatten er und der eine Kommiss immer soviel Spaß gemacht; sie hatten heimlich im Keller eine Scheibe gezimmert und mit Eiern danach geschmissen. Bis der Kaufmann dahinterkam, und warf sie beide vor die Tür.

Und da hatte er die Marie kennen gelernt. Na, die verdiente aber Geld! ... Hui, das war ein Leben! Nach einem halben Jahr hatte er sie geheiratet, aber sie zeigte ihn doch an wegen Mißhandlung, und er bekam wieder zwei Jahre Arbeitshaus. Und nachher war er von ihr geschieden.

Und wie er dann wieder herauskam, da hatten sie ihn erst gar nicht losgelassen; er mußte Soldat werden, zweitklassiger, sie transportierten ihn nach Spandau. Und das war noch schlimmer wie in Rummelsburg, denn nichts war ihm so zuwider, wie arbeiten. Er dachte sonst nicht darüber nach, das war ihm ja viel zu unbequem, aber eines Tages, wie er im Arrest saß in „Spanien“, da war der Garnisonprediger zu ihm gekommen und hatte ihn gefragt, ob er sich denn gar nicht bessern wollte?

Er sah den Mann mit seinen leeren, schwarzen Augen, die an ein unvernünftiges Tier erinnerten, groß an.

„Ja, das will ich wohl, Herr Garnisonprediger.“

Aber in seinem Innern dachte er:

„Laß mich nur erst wieder draußen sein, du! Dann wirst du schon seh'n, was ich mache!“

„Trinken Sie denn sehr?“ fragte der Geistliche.

„Bloß, wenn ich was habe, Herr Garnisonprediger.“

Der Pfarrer schüttelte leise den Kopf.

„Lesen Sie denn manchmal in der Bibel?“

„Jawohl, Herr Garnisonprediger.“

„Können Sie denn lesen?“

„Jawohl, Herr Garnisonprediger.“

Der Pfarrer nahm ein kleines Neues Testament aus seiner Rocktasche, öffnete es, hielt es dem Arrestanten hin und sagte:

„Hier, lesen Sie mal!“

Jeruscheit brachte keinen Satz zustande.

Dann war der Pfarrer mit stillem Gruß hinausgegangen. Und das hatte der Strafsoldat von damals, an dem sonst alles vorüberflatterte wie leichte Wolken, nicht vergessen. Er mußte heute, am letzten Tage seines Lebens, noch über das betroffene Gesicht des stillen, ernsten Mannes lachen, der ihn nie mehr besucht hatte.

Aber nachher, als er vom Militär entlassen war, da hatten sie ihn nicht mehr gekriegt! Bis der Krieg ausbrach und er sofort über die Grenze ging, nach Rußland.

Und da begann das gute Leben! Von da an hatte es ihm an nichts mehr gefehlt. Er brauchte nur zugreifen und nehmen, was die, die ausrissen vor dem Kriege, liegen ließen! Ja, Schnaps und Essen gab's in Hülle und Fülle! Auch Weiber, gutwillig oder nicht. Kümmerte sich ja keiner drum, wenn man nur den Truppen geschickt auswich ... Und das konnte er; wandern, laufen, von Ort zu Ort bummeln, das war seine Lust! Ach, selbst da, wo er sich's hätte wohl sein lassen können, so abseits der großen Heerstraße, in verlassenen Gehöften, um die sich niemand kümmerte, auch dort blieb er nicht! Er mußte immer weiter, es trieb ihn unwiderstehlich vorwärts! Und nun gar im Sommer, wo die Sternennächte so warm sind, wie sonst der helle Mittag!

Der Gefangene mußte wieder zu dem großen Loch in der Decke emporblicken. Seine Seele, wenn dieses armselige, verkrüppelte, gleichgültige und öde Etwas in Jeruscheits Brust den hohen Namen verdiente, seine arme Seele hob zum letzten Male ihre kümmerlichen Flügel und sank nach einer kurzen, vergeblichen Anstrengung, die sie hinaufheben sollte in die goldene Sonnenhöhe, zurück in ihr trostloses Dämmern.

Die Tür ging rasselnd auf.

Zwei Soldaten traten ein, sie holten Jeruscheit.

Das Kriegsgericht tagte in einer Scheune.

Jeruscheit wurde vorgeführt ... Da war ihm bange ...

Er wurde aufgerufen, sein Nationale verlesen. Auf die Frage, ob er sich schuldig bekenne, den Hof des Kleinbauern Piotr Dombrowski überfallen, die Frau niedergeschlagen, die beiden Kinder mit Erschießen

bedroht, sie dann eingesperrt und am Ende versucht zu haben, das Gehöft anzuzünden, antwortete er mit einem frechen:

„Nein!“

Die Bäuerin, die nun als Zeugin auftrat, eine noch junge Polin, wendete mit dem Ausdruck großer Angst ihren verbundenen Kopf dem Verbrecher zu, der sie böse anstierte. Dann machte sie ihre Aussage, die ein Dolmetscher übersetzte.

Und dann kamen die Kinder. Das jüngste, ein kraushaariger Junge von drei Jahren, schrie laut und zeigte auf Jeruscheit mit seinem kleinen, schmutzigen Händchen.

Da erbebte der Vagabund, er mochte fühlen: das war des Herrgotts Finger selbst, der sich anklagend gegen ihn ausstreckte!

Nun traten die drei Mann der Radfahrerpatrouille vor, die den ihnen verdächtigen und obendrein bei ihrer Annäherung ins Feld fliehenden Räuber festgenommen hatten.

Das Verhör war geschlossen. Die Offiziersrichter traten einen Schritt beiseite und besprachen sich leise.

Jeruscheit, der gefesselt zwischen den beiden Posten stand, die ihr Bajonett aufgepflanzt hatten, um ihn bei dem geringsten Fluchtversuch niederzumachen – Jeruscheit blinzelte hinüber zu seinen Richtern. Ihm war auf einmal, als kröchen tausend Ameisen über seinen Leib. Das Fieber der Todesangst jagte sein Blut und er empfand eine wütende Übelkeit in der Magengegend.

Indem traten die Richter an den grünbehangenen Tisch:

„Der Angeklagte ist schuldig befunden des schweren Raubes und Totschlagsversuchs im Felde. Er wird zum Tode durch Erschießen verurteilt.“

Wer eigentlich gesprochen hatte, das wußte Jeruscheit nicht ... War die Stimme durch die Decke gekommen? Aber nein, hier war gar kein Loch im Dach ...

Er ging vorwärts.

Die Soldaten hatten ihn an beiden Armen fest.

Da drüben die Mauer ... hellrot in der Sonne ... Irgendwo knallte es ... krachte ... galt das ihm? –

Kommandoworte ...

Er sah ja nichts mehr! ... Was war das? ...

Wollte rufen ... Und stand doch still und horchte ...

In diesem Augenblick, zum erstenmal in seinem Leben, brachte er alles Vergangene und alles Gegenwärtige in reißender Folge aneinander. Er sah deutlich und hell, von innen heraus beleuchtet, seine Schuld und wußte, daß er sie sühnen mußte. Er wunderte sich nicht mehr. Er sah ein, daß das das Ende war. In ihm selbst war es nie so licht gewesen, wie in dieser Sekunde, in der sechs Schüsse, fast zu gleicher Zeit, mit einem wütenden Gekrach sich lösten.

Der Feldräuber griff mit der Rechten aufwärts, als wollte er einen Halt suchen. Die Linke tastete vor, nach dem Boden, da er in die Knie sank.

Da knallte es noch einmal. Mit zerschmetterter Hirnschale fiel der Körper vornüber. Die Beine stießen ein paarmal gegen die Mauer, der linke Arm, der oben lag, ging zwecklos hin und her, und ein Ton, ganz eigen, wie ein befreites Aufatmen fast, klang in den stillen, sonnigen Mittag.

Wandlung

Frau Henriette war tieftraurig.

Sie saß in ihrem Boudoir, vor der Spiegeltoilette aus italienischem Buntglas und ließ die Hände in den Schoß ihres rotsammetnen Morgenkostüms hängen. Die zarten Lider mit den langen, blonden Wimpern, welche ihren blaßblauen Augen einen so seelenvollen Ausdruck gaben, waren gerötet, und die glänzenden Oberzähne nagten unmutig an der feinen Lippe, deren Farbe etwas von dem blassen Rot der Korallen hatte.

Dann nahm sie eine Photographie von dem buntschillernden Glasbord herab, die ihren Gatten, einen schönen, stolzen Menschen mit starkem Haar- und Bartwuchs darstellte:

„... Ich will dir ja nicht wehe tun!“ flüsterte sie, „aber ich kann doch nicht ... wirklich nicht!“

Und als wäre die Photographie imstande gewesen, ihr zu widersprechen, setzte sie hinzu:

„Tu was du willst, Hugo, aber laß mich in Frieden! ... Ich bin einmal nicht für solche Dinge! ... Ich gebe dir jede Freiheit ... aber laß mich in Frieden!“

Und plötzlich sich über die Komik dieses Zwiegesprächs mit einem, der nicht da war, klar werdend, fing sie an zu lachen, stellte das Bild wieder an seinen Platz und begann sich anzukleiden.

Sie entblößte ihren Oberkörper, der von einer entzückenden Schlankheit war, und wusch sich, indem sie erst ihre Arme und dann den milchweißen, noch ganz jungfräulichen Busen abrieb. Als sie damit fertig war, trat sie lässig graziös vor den Spiegel und freute sich der eigenen Schönheit ... Diese Frau, die die Berührung ihres Mannes peinlich und widerwärtig empfand, fühlte eine große Befriedigung im Anblick der eigenen Formen. Und sie behandelte ihren Körper auch mit einer wahren Andacht. Zuerst auf den bloßen Leib zog sie den Pariser Gürtel, darüber kam erst das Hemd, das gab dann der fertigen Figur den Anschein, als bedürfe sie zu ihrer Vollendung des Fischbeins gar nicht. Nun kamen die Höschen, aus Seide selbstverständlich, dann der Jupon, amarantröt mit blaßgrauen Spitzen, und schließlich das Kleid, eine ganz glatte Toilette aus fahlblauem Sammet mit einer raffiniert einfachen Perlenstickerei in mattem Silber. Dazu graue Schuhe, ebensolche

Handschuhe aus Sämischleder und ein Felbelhut mit einer einzigen, riesigen lichtblau gefärbten Straußenfeder.

Sie war daran gewöhnt, daß sich auf der Straße die Leute nach ihr umsahen. Aber man konnte auch Herrn Hugo Strahlmann begreifen, daß er, als der legitime Gatte dieser Frau, der noch kaum die Rechte eines ganz knapp gehaltenen Liebhabers ihr gegenüber besaß, oft ganz toll wurde vor Eifersucht auf einen Nebenbuhler, der vorläufig wenigstens noch nicht existierte.

Wie der Paradiesvogel sich in der Sonne wiegt, so schwebte die junge Frau in dem Glast des herrlichen Frühlingstages über die Straße. Sie fühlte die Blicke der Männer, und diese stummen, wenn auch nicht immer bescheidenen Huldigungen machten ihr Freude. Nie gab sie einen dieser Blicke zurück, sie nahm sie einfach wie Geschenke, welche man nicht zu erwidern gezwungen ist.

Dabei dachte sie fortwährend an ihren Mann. Wahrhaftig, wenn er weniger stürmisch gewesen wäre und es verstanden hätte, sie zu lieben, ohne ihr jenes Grauen einzuflößen, das sie sofort überfiel, wenn sie an „den eigentlichen Zweck der Ehe“ dachte – sie hätte ihn vielleicht lieben können. So war sie nur seine beste Freundin, die ihm in seinem Künstlerberuf mit gutem Rat zur Seite stand und ihre feine, geschmackvolle Person in den Dienst seiner Bilder stellte ... Und sie dachte gerade daran, daß er vielleicht nur schüchterner, sanfter und ein wenig unschuldiger hätte sein brauchen, um auch in ihr dieses Gefühl hervorzurufen, das er *so* wahrscheinlich im Entstehen getötet hatte.

Da hörte sie, wie jemand hinter ihrem Rücken sagte:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau ...“

Sie wandte sich erstaunt um, ein Herr stand vor ihr, den sie sich erinnerte, neulich in einer Gesellschaft kennen gelernt zu haben.

Er war etwa ebenso groß wie ihr Gatte, aber wie sich bei Hugo eine tiefbrünette Farbe, dunkle, brennende Augen und ein pechschwarzes Haar vereinten, so war der andere durchweg von dem zartesten Kolorit. Über seinen Lippen, die denen eines Mädchens ähnlich waren, krauste sich goldig der Schnurrbart, seine Haut war frisch, wie bei einem Kinde, und seine lichten Augen sahen so harmlos in die Welt, als hätten sie nie etwas Schlechtes gesehen. Dazu war seine Sprache ein richtiges Lachen, und in jeder seiner Bewegungen lag eine ungesuchte und doch bestrickende Galanterie. Hugo galt in seinen Kreisen für einen schönen Mann, aber diesen hier konnte man direkt einen Beau nennen! Und dabei war das Gesicht gar nicht einmal charakterlos, Ernst von Höfer sprach

gewählt und nicht ohne Witz, Frau Henriette war in ganz kurzer Zeit in der besten Unterhaltung mit ihm.

Es frappierte sie, daß er ihr nicht den Hof machte, sondern von den Dingen der Kunst sprach, um gleich darauf wieder ein wenig zu medisieren und daran anschließend seine ethische Frage zu erörtern.

Sie gingen zusammen durch die mit gelbem Herbstlaub bestreuten Wege des Tiergartens, und es entging Henriette nicht, wie sie beide die Aufmerksamkeit aller Passanten erregten, die dem in der Tat seltenen Paar mit ihren Blicken folgten.

Auf einmal kam der jungen Frau eine seltsame Idee ... Und mit dem Moment, wo dieser Gedanke in ihr auftauchte, wurde sie ihn auch nicht wieder los. Der junge Mann an ihrer Seite konnte reden, was er wollte, sie war nicht imstande, ihm ganz zu folgen, immer und immer wieder kam ihr diese merkwürdige Idee ...

Allmählich wurde er ihrer veränderten Stimmung gewahr. Und nun betrachtete er sie prüfend von der Seite, was sie bemerkte, um sich erst recht Mühe zu geben, unbefangen zu erscheinen ... Es half ihr nichts, sein feines Empfinden war sich darüber klar geworden, daß irgendein Umstand in diesem Frauenherzen ihm günstig war, und sofort fing er an, seine Stimme etwas inniger zu färben, das Mienenspiel seines rosigen Gesichtes ausdrucksvoller zu gestalten und in seine Worte mehr von Zärtlichkeit und Anbetung hineinzulegen.

Sie wollte darauf kalt und abweisend gegen ihn sein und wollte ihn sogar verabschieden, aber sie bekam es nicht fertig ... Der Gedanke: „Wie mag dieser Mann in der Liebe sein?“ hatte sich so hineingebohrt in ihre Seele, daß sie nicht mehr davon loskam und daß der, welcher ihn in ihr hervorgerufen hatte, ihr fast unentbehrlich wurde.

Mit dem Instinkt des Tieres, das vor seinem Verfolger der schützenden Höhle zueilt, hatte sie den Weg nach ihrer Wohnung eingeschlagen. Jetzt stand sie an dem Vorgartengitter ihres Hauses, und als er sich dort notgedrungen von ihr verabschiedete, hätte wenig gefehlt, daß sie ihn gebeten hätte, mit hinaufzukommen in ihre Wohnung.

Dann stieg sie, die Augen auf den die Marmorstufen bedeckenden Teppich geheftet, langsam die Treppe hinauf und bemühte sich, aus aller Kraft die Erregung, welche ihre Pulse jagte, niederzukämpfen.

Sie ging erst in ihr Boudoir, kühlte sich die Schläfen mit Eau de Cologne und verweilte dort, bis sie sich beruhigt hatte. Dann ging sie hinüber ins Speisezimmer, wo ihr Mann, schon auf sie wartend, stirnrunzelnd auf und ab ging.

„Wo warst du denn so lange?“ fragte er, ohne sie anzusehen. Sie erwiderte irgendeine Unwahrheit. Dann setzten sie sich schweigend zu Tisch und aßen. Hätte Hugo jetzt nicht so permanent den Blick von ihr abgewandt, so würde er das eigenartige Flimmern, den ganz ungewöhnlich weichen Glanz in ihren Augen wahrgenommen haben. Und wer weiß, wenn er diese seltene Stimmung in ihr vorsichtig benutzt hätte, ob ihm nicht endlich der sehnliche Wunsch, seine Frau als liebendes Weib in die Arme zu schließen, in Erfüllung gegangen wäre! ... So aber war er böse auf sie, ihr nicht zu besiegender Widerwille hatte ihn zu sehr geärgert. Und kaum, daß er sich sattgegessen hatte, so stand er auch schon auf und empfahl sich, ohne nur ihre Stirn geküßt zu haben.

Als er fort war, erhob sich auch Frau Henriette. Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich prüfend. Dann nahm sie ein Buch in die Hand und kam nicht über die ersten fünf Zeilen fort. Eine Seidenstickerei, an der sie sonst mit vielem Vergnügen arbeitete, erschien ihr gräßlich, und selbst das Klavier, dem sie ihre geheimsten Stimmungen anvertraute, däuchte ihr heute abgeschmackt.

Wieder trat sie vor den Spiegel, ihre Züge, die eine nervöse Gespanntheit zeigten, und ihre Toilette betrachtend, mit der sie zufrieden war. Dann sich mit raschem Entschluß wendend, klingelte sie, ließ sich vom Mädchen Hut und Mantel geben und verließ die Wohnung.

Unten im Hausflur, an dem prächtig geschmiedeten Eingangstor blieb sie zögernd stehen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen ... Wie töricht war doch das! Glaubte sie denn wirklich, jener Mann würde stundenlang vor dem Hause auf sie warten?! Und die Hand auf ihr bebendes Herz pressend, trat sie hinaus.

Sie sah niemand, und in einem seltsamen Zustande zwischen Enttäuschung und förmlicher Erlöstheit, ging sie die stille Straße hinab.

An der nächsten Ecke stand sie still, unschlüssig, ob sie weiter gehen oder umkehren solle. Da hörte sie hinter sich wieder die Worte:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau ...“

Und als habe eine jähe Flamme ihr Hals und Gesicht mit rotem Schein übergossen, drehte sie sich um.

Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Bis eine geschlossene Droschke herankam. Die rief er an ... Mochte sie im schlimmsten Falle denken, daß er sie verlassen und allein davonfahren wollte.

Aber sie dachte das nicht. Als die Droschke heran war und er den Schlag geöffnet hatte, ließ sie sich ohne die geringste Widerrede von ihm hineinheben.

Rara avis

So nannten sie ihn bei Mutter Matzke, nach einer bekannten Zigarrenmarke, die er gern rauchte. Und er war in der Tat ein seltener Vogel! ... Er stand gerade an dem alten, mit Wachstuch bezogenen Billard und spielte eine Karambolage mit Ballon-Paule. Aber wenn er sonst selbst auf dieser jämmerlichen Stellage Meister blieb über die drei Bälle, heute hatte er die Ruhe nicht und verkickste einen Stoß nach dem anderen.

„Mir hat heite wat jetraimt,“ sagte er. „Mir hat jetraimt, ick bin runterjefall’n!“

„Det muß ja ooch mal’ so komm’!“ Der kleine Paul sah, während er sprach, durch das schmutzige Fenster der alten Budike in den jämmerlichen Vorgarten hinaus, wo er sein Ballonbukett, das rot, blau und grün in der Sonne leuchtete, an den verkrüppelten Fliederbaum gebunden hatte. „Mal passiert dir wat, det hab’ ick immer jesagt! Entweder du trittst mal fehl, denn is et ebent ’n Fehltritt, oder de rutschst aus un machst ’n Hechtsprung uff’n Asphalt ... Du, weeßte, Rara, det mecht’ ick sehn, da kannst mir eijentlich n’ Billjet zu besorjen!“

Der lange dünne Mensch, der mit dem verschlissenen, braunen Samtjacket, dem Schlapphut und dem verwegen gebundenen Lavallier wie ein verkommener Maler aussah, der lachte herzlich.

„Wenn ick det wißte, den Monument, wo mir det passiert, denn wird’ ick ma’ rechtzeitig ’n Kientoppmeester bestell’n! Stell’ dir det doch mal uff’n Film vor! Ick hab’ ma’ ieberhaupt schon ieberlejt, ob ick mir nich for sonne Tricks von eenen ankaschieren lassen soll.“

Dabei legte er sein Queue aufs Billard, ging nach hinten in den halbdunklen Raum, wo Mutter Matzke hantierte. Und während Ballon-Paule noch auf seinen Partner wartete, war Rara avis längst nach hinten heraus fortgegangen.

Es war seine Spezialität, sich von niemand zu verabschieden, was er gut konnte, da er weder im Sommer noch im Winter einen Überrock trug und seinen Hut nie absetzte.

Er ging schon mit leisem Pfeifen die Müllerstraße hinauf und sprang auf den Vorderperron der ersten Elektrischen, die ihm passend kam. Er sprang in voller Fahrt auf. Aber sobald der Schaffner ihm durch das Schiebefensterchen der Vordertür eine Fahrkarte bot, sprang er mit

freundlichem Gruß wieder ab. Das übte er fünf-, sechsmal und kam so in die Gegend des Neuen Tores.

Hier ging er in ein Haus hinein, ging die Vordertreppe hinauf und öffnete, sechs Stockwerke hoch, die Bodentür, die, wie er wußte, unverschlossen war, um wie eine Katze in den halbdunklen Bodenräumen zu verschwinden.

Er kannte seinen Weg so gut, wie der Rentner im ersten Stock, der jeden Mittag zwölf Uhr, auf die Minute, zur Tür heraustrat und zweimal um den Häuserblock herumspazierte.

Dem hatte Rara avis eines schönen Tages, bloß aus Ulk, sein Wachtelhündchen gemaust, hatte es drei Tage oben bei sich in seiner Bodenvilla behalten, um es dann gegen guten Finderlohn wieder abzuliefern.

Freilich „wohnte“ der Flatterfahrer nicht etwa in diesem Hause.

Das war, wie er selber sagte, nur sein „Angtrevh“.

Mit der Behendigkeit eines großen Affen war er denn auch jetzt zu einer Bodenluke hinaus und auf dem Dach. Da lief er am hinteren Rande entlang, an die Schutzmauer gedrückt, aufs nächste und weiter aufs dritte und vierte, so sicher und schnell, als passierte er unten die Straße.

Nun war er am Ziel und husch! versank sein langer, geschmeidiger Leib in eine Bodenluke.

Er landete mit leichtem Aufsprung in einem Raum, den eine starke Bretterverschalung bildete, in dem ein Sofa, ein Tisch, Waschgeschirr, mit einem Wort, eine richtige, kleine Einrichtung sich befand.

Rara avis wohnte schon verschiedene Monate hier und hatte die Einrichtung bildschön vervollständigt, was ihm als alten Dachräuber weiter keine Schwierigkeiten machen konnte.

Da war unter anderem auch eine hübsche kleine Petroleumlampe mit grünem Schirm – die Bretterwände hatte der Flatterfahrer von innen so tadellos abgedichtet, daß, wer etwa abends mit Licht noch den Boden aufsuchte – gegen die Hausordnung notabene! – doch nicht den feinsten Strahl von Rara avis' Lampe bemerkt hätte.

Er hatte sich, bevor er hier einzog, selbstverständlich darüber vergewissert, daß die Leute, deren Möbel er benutzte, seit Jahr und Tag verreist waren und vorläufig auch nicht wiederkommen würden.

Wie er das gemacht hatte?

Oh, er war ganz einfach zum Vizewirt des Hauses gegangen und hatte sich eine leere Wohnung angesehen, zu der er – für seine Malgeräte! –

einen gutverschlossenen, sicheren Bodenraum brauchte.

Natürlich hatte er gerade den Bodenraum haben wollen, in dem er jetzt hauste. Und da sagte ihm der Vermieter, daß dieser und an wen er vermietet wäre.

Es war also gar keine Sorge, daß ihm jemand dazwischen kam.

Aber zur Vorsicht hatte er auch von innen an der Tür noch eine schwere Kramme angebracht, die mit einem starken Vorlegeschloß gesichert war. Sein Ein- und Ausgang war die Dachluke, die wundervoll verborgen hinter einem mächtigen Schornstein lag. Die Scheiben des Lukenfensters, die er zuerst mit dem Kreuz hatte herausbrechen müssen, waren durch schönes, helles Mattglas ersetzt; dadurch nahm er einem, der vorwitzigerweise doch mal übers Dach kletterte, jede Einsicht in sein gemütliches Heim.

Im Juni war er hier „eingezogen“, jetzt war man im September und die Nächte wurden schon kalt. Aber dafür hatte er herrliche Betten aus den feinsten Daunen, und der Schafpelz, der am Riegel hing, würde ihn auch gegen die Kälte des Winters schützen.

Er hatte eine kleine Fahrt gemacht in der letzten Nacht, und ein paar stramme Würste und einen großen Topf Fett mitgebracht. Brot war da, und so aß er kräftig und gediegen, trank aus einer Rotweinflasche den Rest und haderte mit sich selber, ob er noch 'ne andere aufmachen sollte.

Das unterließ er, steckte sich dafür eine seiner Lieblingszigarren an und legte sich schlafen.

Nach ein paar guten Zügen sank die Hand vom Sofa, die Zigarre fiel auf die raue Diele, und Rara avis schnarchte, daß es so rasselte.

Wäre jetzt jemand über den Boden gegangen, der Flatterfahrer hätte entdeckt werden müssen!

Um acht Uhr wachte er auf, nahm noch im Halbschlaf die Zigarre vom Boden und sog krampfhaft an dem kalten, feuchten Tabak. Dann aber war er plötzlich mit einem Schwung auf den Füßen, freute sich, daß draußen die Sonne so schön schien, und ging, wie er das nannte, „auf seinen Balkon“. Das heißt, er voltigierte mit einem Feldstuhl aufs Dach hinaus und setzte sich dort in den warmen Sonnenschein hin zum Lesen.

„Mensch, hast du's fein!“ das war die Form, in der er gern leise mit sich selber sprach, „dir hat doch keen Aas wat zu befehlen, und so jesund wie du wohnt selten eena! Nu soll ma bloß wundern, wat aus den Dr. Quarz wird – wie ofte se den noch krepieren lassen – so'n Quatsch! als

wenn die 'ne Ahnung hätten, wat 'n richtiger Vabrecher is, aber 't lest sich scheen.“

Damit hatte er sich in die pralle Sonne gesetzt und blickte in das zerlesene Nick-Carter-Heft, das er mit einem ganzen Stoß ähnlicher auf irgendeinem Hausboden „gefunden“ hatte. Doch kaum begann er zu lesen, da fingen sich ein paar Sperlinge vor ihm wütend an zu zanken. Er lächelte:

„Da kann man sehn, wat bei de Ehe rauskommt! Kaum hat er 'n Korn jefunden, schwapp! will et de Olle haben! Mir wundert bloß, det se nich gleich noch 'n halbet Dutzend Jehren mitbringt. Aber nee, det is ja bei die anders, bei de Vejel, die sind ja schon nach zwee Monate flüjje! Na, wenn du dir ranjehalten hättst, olla Junge,“ er meinte wieder sich selbst, „du kennst ooch schon mit sonne kleene Rotzneese in 'n Wagen losziehen neben die jetreie Ehehälfte“, er lachte heimlich, „wat, Kätchen, det konnte dir so passen? Na, mir soll bloß wundern, wen se mit den Pappus jlicklich jemacht hat – vier Jahre muß der Junge jetzt sind – sehen mechst 'n mal, Rara, wat? ja sehen mechst 'n mal, niedlich muß er ja sind! nu looft er doch schon, un pappeln dut er ooch schon, kannst ja ma' hinjehn bei se, mehr wie rausschmeißen kann se dir doch nich! Nimmst ihr 'n paar Fruchtbonbons mit, die hat se doch immer so jerne jelutscht, un for den Kleinen ooch welche.“

Er rückte seinen Feldstuhl ein bißchen, weil der Schatten des Schornsteins an seine Knie kroch; so gewann er, in schrägem Blick, die Aussicht auf die oberste Etage des Hinterhauses. Die Fenster kannte er alle. Da wohnten kleine Leute, junge und alte. Ihn hatte am meisten ein Mädchen interessiert, das recht ungeniert bei offenem Fenster Toilette machte. Heute waren dort die Vorhänge zugezogen – Rara avis machte im stillen seinen Witz darüber. Aber dann glitt sein lustiges Auge die Reihe entlang. Da, am letzten Fenster, das er von seinem Platz sehen konnte, es war offen, blickte über das Fensterbrett das Gesicht eines kleinen Mädchens mit blonden Ringellocken. Rara avis lächelte, ohne es zu wissen. Wenn er Kinder sah, wurde sein Herz ganz warm. Und stundenlang konnte er, der ja Zeit und Weile hatte, auf der Bank eines Spielplatzes sitzen und diesen winzigen Menschlein zuschauen, die schon das Bild des Lebens gaben und doch in all ihrem Lachen und Weinen unschuldig und reizend blieben.

Da sah er, wie drüben die kleine Blonde etwas heranzog, wohl einen Stuhl, um aufs Fensterbrett zu klettern. Der Flatterfahrer wurde unruhig, seine Stirn krauste sich, als er murrte:

„Wat is denn det? Is die etwa alleene zu Hause, wo is denn det Weib? Det is nu 'ne Mutter! Ja, wat du immer sagst, Rara ...“

Er beugte sich, ohne daran zu denken, daß er gesehen werden könne, weit aus seinem Schornsteinwinkel vor. Die Kleine saß jetzt auf dem Fensterbrett, mit dem Rücken nach draußen, und spielte mit ihrem Püppchen.

„Seh' doch nich hin, Mensch!“ murmelte der Bodendieb, der immer nervöser wurde, „wat jeht dir denn det an! Wenn se nich uffpassen uff ihre Jehren!“

Aber er konnte den Blick nicht von dem blonden Kinde wenden, das so heiter war und sich bewegte, als ob nicht hinter seinem Rücken ein bodenloser Abgrund gähnte.

Eine Wolke zog über die Sonne. Das Kind bog sein Körperchen weit zurück, es wollte wohl sehen, wo auf einmal das schöne Licht geblieben war.

Dem Flatterfahrer stand das Herz still. Mit einem schweren Seufzer stand er auf, nahm den Stuhl und trug ihn in seine Behausung. Aber er brachte es nicht über sich, drin zu bleiben. Er mußte wieder aufs Dach und hinüberschauen, gerade als wenn seine angstvollen Augen das ahnungslose Geschöpfchen drüben hätten vor Unheil bewahren können.

Unten auf dem Hof fing ein Leierkasten zu spielen an. Das Kind wollte sich hastig umdrehen, um hinabzuschauen. Es stand einen Augenblick, verlor, mit den Ärmchen in die Luft haschend, schrill aufschreiend, das Gleichgewicht und stürzte kopfüber hinaus. Doch es fiel nicht. Ein Haken oder ein Nagel, der in die Hauswand geschlagen war, dicht unter dem Fenstersims, faßte das blaue Röckchen und hielt das kreischende, sich heftig bewegende Kind fest.

Nicht eine Sekunde besann sich der Dieb. Mit einem Sprung in die Luke seines Verschlages hatte er blitzschnell ein dort für schwierige Fälle vorbereitetes, langes Seil gepackt und damit rannte er, er rannte ohne jede Rücksicht auf die eigene Sicherheit über das Vorder- und Seitenhausdach auf das des Hinterhauses. Dort eine Luke eintreten, den Strick am Eisenrahmen festbinden und das andere Ende, das in eine Schlinge auslief, um den eigenen Leib, unter den Armen festziehen, dazu brauchte Rara avis nur Sekunden. Wie er sich über das Dach hinabließ, sah er unten eine Menge Menschen, die herauf starrten mit verwirrten Bewegungen und törichtem Geschrei. Das Kind hing noch am Haken, es war halbbetäubt und wimmerte. Aber der Riß in seinem Kleidchen war spannenlang.

„Wie jut, det du so klettern kannst,“ sagte Rara avis leise und frohlockend, „un det richtije Fenster, det haste ooch jrade so abgepaßt!“

Da war er, die linke Hand am Tau, das auch sein linkes Bein umwickelte, neben dem Kinde. Er ergriff es am Kleide und sagte:

„Riehr’ dir nich, kleene Puppe! Der Onkel wird dir retten!“

Und das Kind hing still, wie ein Vogel in der Sprenkel. Es wog aber gewiß dreißig Pfund, und Rara avis hörte in dem Augenblick, als er zupackte und das Kind vom Haken riß, wie das Seil über ihm knirschte. Doch jetzt war keine Zeit, an anderes zu denken.

Der Flatterfahrer begann leise mit seinem Seil zu schwingen, und wie er dem offenen Fenster am nächsten war, warf er das Kind wie einen Ball hinein.

„Na siehste!“ sagte Rara avis leise. Aber ehe er weiterreden konnte, knirschte und knackste es von neuem über ihm.

War das Seil durchgeschliffen? Hatte der gewaltige Druck den eisernen Rahmen aus der Dachluke herausgerissen?

Der Dieb hing regungslos. Er fühlte, daß er verloren war, und wagte keine Schwingung mehr. Aber er war ganz gefaßt und dachte noch an das Kind mit den blonden Locken, die er unter seinen am Strick brennenden Händen zu spüren meinte. Dann war ihm, als gebe das Seil ganz langsam nach; er schloß die Augen und sagte halblaut: „Rara, det haste jetraimt!“

Er hörte Schritte auf dem Dach und eine Hoffnung blühte. Er hörte Stimmen. Worte.

Die Männer oben suchten den Strick ... wo war er denn? ah ... da! ... vorsichtig ... langsam!

Indem sprang das Seil, und von unten aus der Tiefe scholl ein einziger, entsetzlicher Schrei.

Ein großer Körper, der für Augenblicke die Arme ausbreitete und wie ein Kreuz in der Luft stand, sauste hinab! Gleich einem Kanonenschuß klang es, als er auf den Asphalt schlug!

Nachher kam der Wagen des Leichenschauhauses. Es kannte den Toten keiner.

Und die Mutter des geretteten Kindes war seit dem frühen Morgen auf Arbeit.

Die Zeugin

Vor der Strafkammer des Landgerichts wurde wegen schweren Diebstahls verhandelt. Angeklagt waren zwei junge Männer von vier- und fünfundzwanzig Jahren, von denen der eine bildhübsch war, leichte und elegante Formen besaß, was um so mehr zur Geltung kam, als sein Anzug in jeder Beziehung tadellos war. Er drehte seinen flotten, braunen Schnurrbart, den er offenbar auch in der Untersuchungshaft pflegte, und warf häufig Blicke zu der Zeugin hinüber, einer reizenden jungen Frau, die mit gesenkten Lidern neben ihrem Gatten saß.

„Also, Frau Hagenau, wollen Sie bitte vortreten!“ sagte jetzt der Vorsitzende, ein schon älterer Jurist, dessen Stimme einen wohlwollenden, ja väterlichen Klang bekam und dessen Augen die schlankgewachsene, vollbusige Gestalt gleichsam hingeleiteten zum Zeugenpult.

„Sie heißen Else, geborene Windhalm, nicht wahr?“

Die Frau nickte, ihr Ja war kaum hörbar.

„Wir wollen Sie jetzt vereidigen. Ich mache Sie, wie auch schon Ihren Gatten, darauf aufmerksam, daß der Meineid ein schweres Verbrechen ist, das mit Zuchthaus bestraft wird ... Verwandt oder verschwägert sind Sie nicht mit dem Angeklagten?“

Frau Else schüttelte nur den Kopf. Die dunklen Augen unter dem hellen Haar wichen dabei nicht von dem Pultdeckel.

„Also, bitte, Frau Hagenau, sehen Sie mich an und erheben Sie die rechte Hand ...“

Die schmale Rechte der jungen Frau, von welcher der dänisch-lederne Handschuh schon abgestreift war, kam zögernd herauf.

„So ... und nun sprechen Sie mir nach: ›Ich schwöre, bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde – so wahr mir Gott helfe!‹“

Sie wiederholte; ihre weiche Stimme ging zögernd über die Worte hin, setzte ruckweise an und schien nur mit Anstrengung dieser sich so heftig an den göttlichen Namen klammernden Formel Herr zu werden.

„Also, nun sagen Sie uns bitte, was Sie zu der Sache selbst bekunden können.“

Die junge Frau schwieg lange, dann sagte sie mit einer Bewegung, als wolle sie sich nach links, der Anklagebank zuwenden:

„Ich weiß nichts.“

„Hm ...“ Der Präsident dachte ein wenig nach, ließ dann das Ohr einem der Beisitzer, der ihm etwas zuzuflüstern hatte, und meinte schließlich:

„Sie erinnern sich nicht, Frau Hagenau, einen von den beiden Angeklagten jemals gesehen zu haben?“

„Nein.“

„Und Sie waren an dem fraglichen Tage den ganzen Vormittag zu Hause? – Darin können Sie sich nicht irren?“

Die Stimme der Zeugin klang eintönig, beinahe gleichgültig, als sie erwiderte:

„Vormittag war ich daheim ...“ – in ihrem süddeutschen Dialekt klang das „ei“ wie „a“ –, „und am Nachmittag bin ich dann zu meiner Freundin gegangen, nach Friedenau, aber, wie ich so auf'm Weg war, hat mich halt auf amal die Sehnsucht packt, 'naus ins Freie! Un da hob' i mi halt auf d' Bahn g'setzt, und bin 'nausg'fahre nach'm Grunewald.“

„Tun Sie das öfter, Frau Hagenau?“

„Jo, Herr Präs'dent!“ Sie verfiel immer mehr in ihr heimisches Idiom. „I bin ja kan Stadtkind! Mai Voater war Forschtmann un i bin erscht mit mei siebzöhntes Löbensjahr in d' Stadt kimma ...“

„Dann sind Sie aber erst gegen zehn Uhr abends nach Hause gekommen, wie uns Ihr Gatte vorhin erzählt hat ... er hat Ihnen Vorhaltungen gemacht darüber ... aber wohl hauptsächlich, weil in der Zeit, wo Sie fort waren, der Einbruch verübt worden ist?“

Die Zeugin sah erst den Präsidenten an und wandte sich dann mit halber Drehung ihres biegsamen Leibes nach der Zeugenbank um, auf der ein etwas lächerlicher Mensch saß: ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, dessen länglich spitzer Kopf mit den engstehenden Augen und dem langen Zwischenraum zwischen Mund und Nase keineswegs den Eindruck großer Intelligenz hervorrief. Dafür las man in dem markanten Kinn, dessen Spitzbart er malträtierte, wie auch in dem verkniffenen, etwas nach beiden Seiten herabgezogenen Munde, Rechthaberei und Zähigkeit. Er war Materialwarenhändler.

Der Richter hatte seine schwatzhaften Ausführungen vorhin mehrere Male unterbrechen müssen. Jetzt bezeugte Frau Elses Gatte, der sicherlich kleiner als sie war, nicht übel Lust, sich abermals zu erheben

und weiter mitzureden. Der Vorsitzende winkte ihm aber ab, und mit mahelnden Bewegungen seiner starken Kinnbacken blieb der Krämer sitzen.

Indessen sprach die Zeugin; der Vorsitzende ermahnte sie freundlich, lauter zu reden und sie fuhr fort:

„... Mai Mann schimpft eben a bisserl oft ...“

Der Krämer hinter ihr schüttelte seinen Kopf, dessen Blondhaar mit der Maschine einen halben Zentimeter über der Kopfhaut weggeschnitten war, dann blickte er, wie schon vorher, zu dem elegant gekleideten von den beiden Angeklagten hinüber, der seinerseits fortwährend zu der Frau hinlächelte.

„Ich würde,“ meinte der Vorsitzende nun wieder, „ja gar nicht auf alle diese ziemlich nebensächlich scheinenden Begleitumstände eingehen, wenn es nicht zur Beurteilung gerade dieses Falles auf ...“

Er hatte, während er sprach, der jungen Frau in die dunklen Augen gesehen, die mit einem so merkwürdig hilflosen, flehenden Ausdruck die seinen suchten, und fing seinen Satz deshalb noch mal an:

„Die Persönlichkeit der Angeklagten, und zwar hauptsächlich des beschuldigten Berger, der nicht umsonst in seinen Kreisen ›Der schöne Adolf‹ heißt – ebenso wie ihre eigentümliche Art, schwere Diebstähle auszuführen, nötigen das Gericht, hier Dingen nachzuforschen, um die es sich sonst gar nicht kümmern würde.“

Die Zuschauer, welche die Bank hinter der Gerichtsschranke dicht besetzt hielten, machten lange Hälse, und dem Staatsanwalt, der die Sache von seiner seitlich stehenden Kanzel herab beobachtete, schien es, als gehe ein Beben durch die jugendliche Gestalt der Zeugin, deren Aussage noch nicht beendet war.

Das Licht der Maiensonne fiel auf einmal voll durch die hohen Fenster, es bestrahlte den auf erhöhtem Podium stehenden Richtertisch so sehr, daß der Vorsitzende den Gerichtsdienner beauftragen mußte, er solle die Fenstervorhänge zuziehen. Als das geschehen war und eine weiche, traumgoldige Dämmerung im Saale herrschte, sprach der Präsident weiter:

„Der Angeklagte,“ er winkte mit seinem vornehmen Kopf leicht hinüber, „macht ganz den Eindruck, als wollte er sich auch hier auf den angenehmen Schwerenöter herauspielen, ich werde ihm aber ...“ Die Stimme des Vorsitzenden bekam etwas unterdrückt Mächtiges: „ich werde ihm aber die Lust dazu sehr bald ein für alle Mal nehmen!“

Ein Dankesblick aus hingebendem Augenpaar lohnte den Richter. Drüben auf dem Armesünderbänkchen duckte sich einer, um dann allerdings mit trotzigem Lächeln den Rücken hinten anzulehnen, während der Komplize, ein Kerl mit Galgen und Rad auf der Stirn, sich feixend zu ihm wandte.

„Der Angeklagte Berger,“ wiederholte der Vorsitzende, schon wieder völlig leidenschaftslos, „hat nämlich die Angewohnheit, sich den weiblichen Personen zu nähern, welche in dem Hause beschäftigt sind, das er und sein Freund ›Masemattenschulze‹ später bestehlen wollen. Es handelt sich da nicht immer bloß um Dienstmädchen, nein, dieser eigenartige Spezialist nähert sich auch den Kinderfräuleins, Bonnen und Erzieherinnen. Das ist natürlich **hier** ganz ausgeschlossen,“ der alte Herr sprach plötzlich viel schneller, „Frau Hagenau hat uns ja soeben gesagt, daß sie den Angeklagten nicht kenne und nie gesehen habe ... was ist denn, Herr Hagenau? ... Sie wollen sagen, daß Sie den Zeugen gesehen zu haben glauben? Ja, ja, das haben wir ja schon vorhin von Ihnen gehört: an dem Tage des Einbruches haben Sie, als Sie früh Ihre Wohnung verließen, einen Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite entlangpatrouillieren sehen, der auffällig nach Ihrem Fenster hinaufblickte, an dem gerade Ihre Frau stand, die Ihnen nachsehen wollte ... nicht wahr? ... nun, Sie können doch aber selbst nicht mit Sicherheit bekunden, daß dieser Mann mit dem Angeschuldigten Berger identisch ist!“

„Hat vielleicht Frau Hagenau den Mann unten auf der Straße auch gehen sehen?“ warf der Staatsanwalt unvermittelt dazwischen.

Die Frau erschrak, viel heftiger als vorhin. Ihr zartes Gesicht flog mit dem Ausdruck des Entsetzens herum zu dem Staatsanwalt und weiter zu dem schönen Adolf hin, der diesen Angstblick grinsend festzuhalten suchte. Dann sah sie den Richter an, der sagte mit verhaltener Stimme:

„Regen Sie sich doch nicht auf, Frau Hagenau,“ er rückte ein bißchen an der goldenen Freiherrnkrone auf seinem schwarzen Atlasschlips, „es wäre ja übrigens möglich, daß Sie den Menschen an jenem Morgen auch gesehen hätten ... entsinnen Sie sich dessen vielleicht?“

„Nein, nein!“ sagte sie hastig, „ich ...“ Sie hatte sagen wollen: „Ich habe überhaupt nicht runtergesehen!“ Aber sie besann sich noch rechtzeitig, daß das eine Lüge wäre, die jeder merken müßte. Und während ihr Geist so hin und her sprang wie ein Hündchen, das man an der Leine vorwärts zerrt, mußte sie immerzu an die Photographie denken, die kleine, zwei Zentimeter große Photographie denken, die er ihr

fortgenommen hatte, als sie bei Paulsborn im Restaurant saßen – sie und der fürchterliche Mensch da hinten auf der Anklagebank, dessen Augen ihren Rücken versengten ... während sie mit ihm ... im Walde ... war ..., hatte der andere ... zu Hause ... die Wohnung leer gemacht ...

Ah, sie hatte das Bedürfnis, immer los zu schreien, zu schreien ... und davon zu laufen ... Und statt dessen stand sie am Zeugentisch und schielte verstört nach der Hand, die den Meineid geleistet hatte ...

Aber da war es ihr plötzlich, als lege jemand stützend den Arm um ihre müden Schultern. Aufblickend sah sie in das stolze und doch so gütige Gesicht, und ihr Widerstand wurde stärker und ihre Seele ruhig in aller Schuld.

Sie hatte gar nicht gehört, daß er ihr sagte: „Sie können sich setzen!“ Erst wie er ihr zunickte, verstand sie es nachträglich.

Dann sprach der Staatsanwalt, der die Angeklagten der ganzen Strenge des Gesetzes empfahl. Und nun kam der von Staatswegen gestellte Verteidiger, ein junger, ziemlich unbeholfener Referendar heran. Aber indem er aufstehen wollte, tippte der schöne Adolf ihm auf die Schulter und gab ihm etwas.

Die junge Frau wußte in diesem Augenblick, ohne sich umgesehen zu haben, daß jetzt ihre Photographie zum Vorschein käme. Aber sie zitterte nicht mehr, ihr Blut war erstarrt und ihr Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Der junge Verteidiger trat vor. Mit einem argwöhnischen Seitenblick auf die Zeugin ging er die Stufen der Estrade hinauf zum Richtertisch. Während er leise mit dem Präsidenten sprach, versteckte sich draußen die Sonne – im Saal wurde es ganz dunkel.

Der Vorsitzende räusperte sich, ließ seine klaren Augen einen Augenblick auf dem gefolterten Weibe ruhen und sagte dann mit tönender Stimme:

„Gottlob! Das erleichtert uns unser Urteil. Bis jetzt war es im wesentlichen ein Indizienbeweis, der für die Schuld der beiden Angeklagten vorlag! Adolf Berger selbst gibt uns jetzt das Material zu seiner Verurteilung ... Diese Photographie hier, welche die Frau Hagenau vorstellt! Er zeigte sie soeben dem Herrn Verteidiger, mit einer Angabe, die eine so abscheuliche Verdächtigung der Zeugin involviert, daß ich mich nicht befugt halte, sie hier öffentlich zu wiederholen! ... Schweigen Sie!“ donnerte er dem schönen Adolf zu, der, sich erhebend, etwas sagen wollte.

„Schweigen Sie oder ich lasse Sie auf der Stelle geschlossen abführen! ...“ Und wieder so ruhig, als hätte sein Auge gar nicht blitzen können: „Ich erteile jetzt dem Herrn Staatsanwalt nochmals das Wort zur Vervollständigung seiner Anklagerede!“

Der faßte sich kurz, und als von den beiden Angeklagten der Gelegenheitsarbeiter Berger zuerst zum letzten Wort verstattet wurde, stammelte er deh- und wehmütig nur das eine: Er war's nicht gewesen, er sei sich keiner Schuld bewußt. – Man verurteilte beide ...

Als die junge Frau den Saal mit einem tiefen Neigen ihres bleichen Gesichtchens verließ, sah sie den Vorsitzenden noch einmal an, und die sterbende Glut ihrer Augen sprach:

„Das Leben, das du gerettet hast, ist dein!“

Er aber erwiderte mit seinem Schweigen und leisem Lächeln:

„Geh' hin in Frieden!“

Diamantenheinrich

Sie gingen schnell die Müllerstraße hinauf, nach der Stadt zu. Die Turmuhr schlug gerade eins, wie sie an der Kirche auf dem Wedding waren.

„Hier hat frieha da Galgen gestanden,“ sagte Schmuser, der eigentlich Hermann Levy hieß.

„Nee,“ stritt Diamantenheinrich, „det wa bei de Jartenstraße ... ick weeß et von mein Jroßvata ... da draußen ham wa nemlich jewohnt, wie ick noch son kleena Junge wa ... bis der Olle denn rin jung wejen Meineid in zweeundsiebzig Fälle!“

„Ausgerechnet!“ Schmuser zuckte seine breiten, ein wenig nach vorn gebogenen Schultern, und in sein faltiges Gesicht kam unwillkürlich die Fratze, mit der er früher als jüdischer Komiker sein Geld verdient hatte. „Der alte Herr hat wohl ä Meineidsfabrik gehabt?“

„Hat er ooch!“ nickte der andere, ein patent angezogener und gut gewachsener Mensch, dem die Frauen nachsahen, „wenn den eener ’n Taler in de Hand drückte, denn schwor er! ... und da konnt’ et och sind, wat et wollte!“

„Na, und dein Vater?“ fragte Schmuser.

„Vata,“ lachte der ganz Hellblonde, „sare mal, Mensch, wat verlangst du’n eentlich noch? ... Is ’t nich jenuch, wenn eena ’n richtjen Jroßvata hat?! Meene Mutta, die steht jetzt in ’t dreiundzwanzigste Jahr unta Sitte! Wo soll se ’n da wissen, wo se mir her hat?!“

Indessen Schmuser hörte kaum noch hin. Er schien über etwas nachzudenken, dann sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Sage mal, Heinrich, wie kommt et, det du immer bloß blanke Steine (Diamanten) machst?“

„Jott!“ meinte der andere, seinen Schnurrbart drehend, dessen flockige Enden in der Sonne wie Silber schimmerten, „ick habe eben ’ne Schwärmerei dafor! ... Ich nehme ooch nischt anders ... Un wenn der olle Silberberg nicht krepirt wäre, während ick meinen Knast jeschoben (Strafe absitzen) habe, denn braucht’ ick jetz’ deine Pinkussen nicht ... Bekovit (zuverlässig) is se doch, wat?“

Er sah dabei den ehemaligen Komiker mit seinen großen blauen Augen an, daß es selbst auffiel, wie sie leuchteten in dem rosigen

Jünglingsgesicht.

„Hier is es!“ sagte Schmuser und verschwand mit einer raschen Wendung in einem Kellerhals.

Diamantenheinrich folgte ihm sofort.

Der Keller, in den sie traten, war ein geräumiges, düsteres Gewölbe mit Regalen an den Wänden, die voll von Hosen, Röcken und Westen lagen. Eine Anzahl jener Kleiderständer, an deren langer Eisenschwebe auf Holzbügeln ein Anzug und ein Paletot neben dem andern hing, füllten den Raum, und das undefinierbare Parfüm, das die „alten Sachen“ verbreiteten, schwebte in der Luft. Selbst jetzt am hellen Mittag brannten hier einige Gasflammen.

Jedermann sah, es war ein einwandfreies Geschäft, ein Kleiderhandel, wie sie in jener Gegend so häufig sind und gut florieren. Ein Kommis mit den schlenkrigen Bewegungen der Anreißer kam den Beiden entgegen.

„Was winschen Se? ... Womit kann ich Sie dienen?“

Schmuser winkte ihm ab.

„Mach Schabbes, Baruchleben! ... De Frau woll'n wa sprechen!“

„Ach, du bist's! ... Chammer mit de Wichtigkeit! ... De Frau will a sprechen! ... Heißt 'n Zustand!“

Schmuser, im Gefühl der Bedeutung des großen Geschäfts, das er vermitteln wollte, wurde ein wenig ärgerlich.

„Also is de Frau hier oder is se nich hier?“

„Se is hier! ... Da is se schon!“

Indem öffnete sich die Glastür, die den Raum links vom Kellereingang abschloß. Frau Pinkus kam.

Frau Pinkus war höchstens fünfunddreißig Jahre alt, das brandrote, sehr starke Haar trug sie hochfrisiert, und darunter blickten große, grünliche Augen, deren sehr helle Wimpern und Brauen diesem über und über mit Sommersprossen bedeckten Gesicht etwas Frappierendes gaben. Aber das Schlimmste war die Nase, die große, bis über den Mund hin gebogene Judennase, die ein Mann nicht hätte haben dürfen, ohne häßlich zu sein. Über diesem Gesicht vergaß man sogar die schiefe Schulter der Frau, die übrigens wunderbar schöne Hände, einen sehr zierlichen Fuß und einen ganz entzückend geformten Busen hatte. Ihre weißen, wie von einem Künstler gearbeiteten Finger funkelten von Edelsteinen, und über der Brust, die durch die Spitzeninterdeux der Seidenbluse verführerisch hindurchsah, trug die Jüdin einen

Brillantschmuck von wunderbar reinen, wie ein Feuerwerk blitzenden Diamanten.

Heinrich Bahlke, der in seinem Geschäft allmählich Kenner geworden war, bekam die Augen gar nicht los von dem Schmuck. Und kaum sagte er ihr ein paar Worte darüber, so hatten sich auch schon zwei Seelen gefunden, deren Entzückungen dieselben waren.

„Nu scheen,“ sagte schließlich die Pinkus, „aber darum sind Se doch nischt hergekommen?! ... Was haben Se denn?“

Dabei ging sie voraus und geleitete die beiden jungen Leute zurück in ihr Privatkontor. blieb aber auch dort nicht. Eine Tür öffnend, die in einen schmalen Gang führte, winkte sie den beiden, und kam mit ihnen an eine Treppe, die hinaufging in den ersten Stock, in ihre Privatwohnung.

„Dis hat mein Mann noch machen lassen, da’ Pinkus. Gott hab ’n selig! ...“

„Ach, der is tot?“ sagte Diamantenheinrich.

Sie nickte nur, und er merkte, daß sie kein Auge von ihm verwandte. Darauf lächelte er ihr mit der gewohnheitsmäßigen Koketterie hübscher Männer frech zu und faßte ihre Hand indem er sagte:

„Allzuviel arbeiten tun die woll ooch nich? ... Die sin ja wie aus Zucker!“

Sie lachte und schlug nach ihm, und Schmuser dachte bei sich:

„Gott, was for ’ne Frau! ... ’s wer so ä Partie für mich ... nu, wer weiß ...“

Dann wurde das Diamantengeschäft abgeschlossen. Diamantenheinrich hatte die Steine schon aus der Fassung gebrochen und das Gold einem kleinen Schärfer (Hehler) verkauft, weil er Geld brauchte. Die Steine waren nicht übermäßig wertvoll, aber Frau Pinkus zahlte das Vierfache von dem dafür, was sie einem andern gegeben hätte. Dann rief sie Schmuser zu sich ins Nebenzimmer. Diamantenheinrich, der annahm, sein Freund bekomme jetzt seine Provision, wartete gern so lange.

Aber die Jüdin hatte ganz etwas anderes mit ihrem Glaubensgenossen zu besprechen. Geld gab sie ihm auch: ein Zwanzigmarkstück, und als er damit nicht zufrieden war, legte sie, ohne zu handeln, noch ein Zehnmarkstück drauf – was sie übrigens gut konnte, sie verdiente bei dem Geschäft doch noch recht anständig.

Aber Schmuser selbst war perplex, als sie ihm sagte, dieser Heinrich gefiele ihr so gut, daß sie ihn vom Fleck weg heiraten würde.

„Dreihundert Mark zahl ich dir Provision, Schmuser!“ sagte sie, „aber ich hab’ keine Lust zum Warten! Dei Freind soll sich entschließen sofort, ob er will ä Frau mit ’ne halbe Million!“

Dann kamen sie schnell wieder heraus, und Diamantenheinrich, dem schon das Geld in der Tasche brannte, ging mit seinem Freunde fort.

Vier Wochen später wohnte der Blonde schon bei Frau Pinkus, und am Ende des zweiten Monats trat sie, trotz des verzweifelten Widerstandes aller ihrer Verwandten, mit Diamantenheinrich unter die Chuppe (der jüdische Trauhimmel) ... Er hatte sich taufen lassen und war Jude geworden.

Sie trug ihn auf Händen und seine trotz der zarten Schönheit des äußeren Menschen recht rohe Seele hatte sich verblüffend schnell an ihre, obenein andersrassige Häßlichkeit gewöhnt. Nur ihre Eifersucht machte ihm zu schaffen; denn seine Charakterschwäche war, wie jeder anderen Verlockung, auch dem Lächeln der Frauen gegenüber stets zum Nachgeben bereit. Dann weinte und tobte die Frau, um sich nach ein paar Stunden wieder mit ihm zu versöhnen ... Er hatte eben einen derartigen Zornesausbruch hinter sich und stand, innerlich schon wieder ganz ruhig, vor der Haustür, als Schmuser kam. Sie begrüßten sich.

„Nu, Heinrich, is deine Frau da?“

Der nickte lachend.

„Aber ich kann da’ raten, jeh nich ruf, Schmuser! ... Mir hat se schon beinah’ umgebracht ...“

Schmuser war bereits auf der Treppe. Frau Pinkus’ Gatte hörte ihn oben klingeln, dann, nach einigen Minuten der Stille einen heftigen Wortwechsel vor der Tür ... und gleich danach war Schmuser wieder unten, ganz blaß, mit gefalteter Stirn und zusammengekniffenen Lippen.

Aber er gab sich große Mühe, seinen Ärger nicht merken zu lassen.

„Hast da’ woll ooch mit ihr jekabbelt?“ fragte Diamantenheinrich.

Schmuser wandte den Kopf und winkte ihm zu schweigen.

„Wollen eenen trinken!“ sagte er dann.

Heinrich begleitete ihn im bloßen Kopf mit den gestickten Morgenschuhen an den Füßen. Schon auf dem Wege sagte Schmuser:

„Weißte, Heinrich, es is doch eigentlich ä Sinde und ä Schande, daß so ä feiner Kerl wie du sich wegschmeißt!“

„Äh, laß doch, Mensch! Frauenzimmer is Frauenzimmer!“

Aber Schmuser ließ von diesem Augenblick an nicht mehr nach mit Bohren. Jeden Tag war er da und erzählte die häßlichsten Dinge von Frau Pinkus, nur weil sie ihm seine Vermittlerprovision für die Heirat nicht gegeben hatte. Und schließlich fanden seine bösen Einflüsterungen Gehör. Diamantenheinrich bekam allmählich einen Widerwillen gegen sein Weib.

Eines Morgens, wo sie sich wieder drüben im „Klugen Pudel“ getroffen hatten, meinte Schmuser so beiläufig:

„Du, weißte Heinrich, wenn einer bei euch so Bescheid wüßte, da ließ' sich 'n Ding drehen!“ (Ein Diebstahl ausführen.)

Und das Wort wurde der ehemalige Einbrecher nicht wieder los. Wieder ein paar Tage später brachte Schmuser einen Bekannten mit in den „Klugen Pudel“.

„Is ä Knacker!“ (Einbrecher mit der Spezialität für Geldschränke.) flüsterte Schmuser seinem alten Freunde zu.

Dieser Mensch kam, wie er sagte, aus London. Er sah aus, als gäbe es für ihn keine Schwierigkeiten, und schien jeder Situation gewachsen. Den ehemaligen Komiker hatte Heinrich immer noch nicht ernst genommen. Der andere aber, der sich stets schweigsam gab, dessen Gesicht fast nie den Ausdruck einer eisigen Kälte verlor – der hatte den schwachmütigen Blonden gleich in der Tasche.

In einer regenfeuchten Oktobernacht ließ Diamantenheinrich die beiden heimlich in die Wohnung. Schmuser wollte Schmiere stehen, Bobby sollte „arbeiten“.

Aber der Geldschrank widerstand allen Bemühungen. Heinrich schlich sich von Zeit zu Zeit zu seiner festschlafenden Frau. Schließlich wollten die beiden anderen, er solle ihr die Schlüssel unter'm Kopfkissen wegnehmen.

„Aba nee, Kinda, det jeht doch nicht! Se wacht ja sofocht uff! ...“

„Na denn! ...“ Der Engländer machte mit der Linken die Gebärde des Kehlezudrückens.

„Wat? ... Meine Frau? ...“ Heinrich war ganz erschrocken.

In diesem Moment ließ sich nebenan ein Geräusch hören, im nächsten Moment flog die Tür auf, die Jüdin stand im Nachthemd im Türrahmen, in jeder Hand einen Revolver. Und sie besann sich auch nicht eine Sekunde, und feuerte.

Der Engländer wollte mit dem Brecheisen auf sie los, aber da traf ihn eine Kugel an der Hand, daß er es fallen ließ und floh. Schmuser war schon draußen.

Dann ging Frau Pinkus auf den ganz verdutzten Diamantenheinrich los, schlug ihm hinter die Ohren, daß es nur so rauchte, und sagte:

„Dein Glück, du Schlemminer, daß ich noch gekommen bin rechtzeitig! ... Is ma sowas vorgekommen, bestiehlt sich der Mensch selber! ... Marsch, zu Bette!“

Thoughts

Sie saßen beim Whisky und nahmen sich gegenseitig im „Vierblatt“ das Geld ab. Der eine, dem der Kahlschnitt des Haupthaars und der minimal gestutzte Schnurrbart nicht von deren brennendroter Farbe halfen, warf plötzlich die Karten hin.

„Is ja ekelhaft dumm, Jimmy ... Du nimmst mir ab, ich nehm' dir ab ... schließlich nimmt doch jeder, was er will ... wenn ich was brauch und du gibst's mir nich – na, nich wahr?!“

Der andere nickte. Ein feines, blasses Gesicht von kühler Unbeweglichkeit ... In den mattblauen Augen der letzte Grad von erbarmungslosem Egoismus.

Sie rauchten ihre Shagpfeifen. Der Rote schlug schnell und geschickt eine Volte nach der andern. Dann steckte er die Karten mit einem Griff zusammen und warf sie in meterbreitem Fächer über den ganzen Tisch.

„Tipp' eine, Jim!“

Der Blasse zeigte mit den Augen auf das Kartenhalbrund.

Der Rote nahm Herzdame.

„Die ... was?“

„Ja ... und damit hast du früher Geld gemacht?“

Der Rote nickte.

„Nachdem ich wegen Falschspielens verurteilt war ... Gott ... zehn Jahre ...“

Der Blasse lachte:

„Hast du gesessen?“

„No ... is es her ... war damals vierundzwanzig!“

„Na, hätt'st doch wieder Ingenieur werden können.“

„Hast du 'ne Ahnung ... das gibt's hier nicht! ... Drüben, ja ... aber ... na ja ... das ist die Herzdame, Jimmy ... kuck her!“

Er ließ die Karte auf dem rechten Handrücken einen Augenblick tanzen, balancierte sie scheinbar, die umkippte – im nächsten Moment war sie fort, verschwunden, wie von der Luft aufgesogen.

„Reizend!“ sagte Jimmy. „Ganz reizend! Das ist das Hübscheste, Fred, und verblüfft am meisten!“

„Well,“ sagte der Rote, „die Herzdame heißt Mary Müller.“

„Wieso?“ meinte der Blasse unsicher.

„Wieso? Na, weil sie ebenfalls verschwinden muß!“

„Ach!“

„Na, hör’ mal, vor zwei Wochen ist die Rentiere Hanstedt in einem Vorort ermordet worden. Die Frau hatte tags zuvor über hunderttausend Mark auf eine Hypothek ausbezahlt erhalten. Das müssen die beiden gewußt haben, die da draußen waren. Sie habens vielleicht gar nicht gewollt, aber ... nehmen wir mal an: sie waren gerade am Safe ... das Schloß aufgeschmolzen ... die Schiebestangen knaxten, und mit einem Male steht die Alte da mit ’nem Revolver ... muß übrigens Courage gehabt haben. ... Na, ’s knallt, und dann hat sie ihr Ding weg, die Alte ... dumm natürlich, aber nicht zu ändern. Sonst scheint alles glatt gegangen zu sein ... bloß der eine von den beiden Leuten ist, wie gewöhnlich, dickköpfig gewesen – *damn your eyes!* – un hat durchaus ’n Smaragdring für seine Liebste mitgenommen ... fehlte natürlich nachher, der Ring, aber die Blätter schreiben: Außer dem Geld fehlt nichts! Das war Falle, ganz ordinärer Schmus! ... Der eine hat’s gleich gesagt ... aber der andere, der weiß’s natürlich besser und schenkt den Ring seiner – Coeurdame ... na, und nach acht Tagen wird die Falle zugezogen. ›Jetzt hat sich herausgestellt, daß doch ein Smaragdring fehlt, der sieht so und so aus‹, sagten die Zeitungen ... Haha! solche Dummheit! Herzdame hat ’n gleich erkannt, den Ring; sagt aber nichts, bis ihr klargemacht wird, daß sie hier bleiben muß, wenn ihr Liebster wieder übers Wasser geht ...“

„Hör’ doch auf, hör’ auf!“

Der Blasse drückt wütend seine weißen, schmalen Hände an die Ohren. Der Rote grinst kopfschüttelnd:

„Nutzt nichts ... vor den Tatsachen kann man sich nicht verkriechen!“

Und er nahm abermals die Karte, stellte sie von neuem auf den Handrücken, ließ sie dort noch länger und geschickter tanzen, bis sie umfiel – um wieder wie durch Zauber zu verschwinden. Dann nahm er ein kleines, mit goldgepreßtem Leder überzogenes Kästchen vom Schreibtisch, – darin lag Herzdame.

Der Bleiche stopfte seine Shagpfeife. Sein längliches, wie bei einer rassigen Frau geformtes und ganz bartloses Gesicht war voller Unruhe und Widerwillen, als er sprach:

„Wie denkst du dir denn das? Mary ist doch keine Karte!“

Der Rote nickte langsam und preßte sein breites Negermaul zusammen, daß das Kinn schrecklich hervortrat. Er zeigte auf das goldene Lederkästchen:

„Statt dessen nehmen wir den großen Koffer. Die Wohnung ist auf ein Halbjahr gemietet. Wir verreisen, schließen ab. Den Koffer ins Mittelzimmer, die Fenster oben offen. Ehe der Geruch durch die Türen dringt, sind wir lange drüben. Sie kommt doch nachher, nicht?“

Der Blasse schüttelte sich:

„Ich kann's nicht!“

Der Rote nickte wieder, seine grünlichen Augen wurden unnatürlich groß, und da die Nase über dem wulstigen Mund hakig gebogen, die abstehenden Ohren klein und spitz waren, so erhielt diese seltsame Physiognomie auf einmal einen satanischen Ausdruck; das Gesicht starrte wie aus einem jener altholländischen Bilder, die den Gottseibeius in phantastischer Laune zeigen – grotesk, schauerlich.

„Paß auf, Jimmy! ... Und denke dran, daß sie uns beiden die rote Binde umlegen, wenn sie pfeift, die Mary! ... möchtest du, ja? ... Ich nich! ... na! ... also, sie kommt, nicht wahr? ... Du ganz Liebe und Zärtlichkeit ... da auf dem Sofa ...“

Er erhob sich, ging den Schritt hin zu dem kleinen, lehnlosen Kanapee, hinter dem ein Kelim die Tür zum Nebenraum deckte. Die Stoffalten zog die rötlich behaarte Hand auseinander: da gähnte ein faustgroßes Loch im Gewebe, auch in der Füllung der dahinterliegenden Tür – in Kopfhöhe. Dann zog der Rote eine kleine Repetierpistole aus der Tasche:

„Knallt fast gar nicht.“

Er nahm den Patronenrahmen heraus:

„Siehst du, die Patronen sind vorn abgefeilt, eine genügt ... Du legst deinen Kopf in ihren Schoß ...“ Er grinste, daß es den Blassen, der doch auch kein Neuling war, schauderte, und setzte hinzu:

„Daß ich nicht aus Versehen dich treffe. Jimmy!“

Da ging die Klingel.

Mary war's. Als sie eintrat und nur Jimmy sah, leuchtete ihr hübsches Dirnengesicht.

„Is das Ekel weg? ... Gott sei Dank! ... Ich könnt'n immer ins Gesicht schlagen ... das heißt: Gesicht! ... Der hat ja keins! ... Wie 'n Pavian sieht er aus, aber von hinten ... pfui Deibel!“

Der Bleiche lachte, gab sich Mühe zu lachen ... Und sagte:

„Haste mir was mitgebracht?“

„Ja, du Süßmaul!“

Sie holte Pralines aus ihrer großen Silbertasche. Er legte sich auf die Kissen des Kanapees, sie saß vor ihm. Und er bekam's fertig, da sie noch nicht ganz richtig saß, um abgeschlachtet zu werden, sie ein bißchen weiter hinaufzuziehen.

Da nahm sie den Spiegel aus der silbernen Tasche und putzte an ihren flimmernden Stirnlöckchen.

Und wurde plötzlich wie Stein.

Im Spiegel hatte sie hinter sich eine Bewegung des Kelims gesehen. Die Falten schoben sich leise.

Mary schluckte ein paarmal, holte tief Atem und sagte, stockend:

„Ach, da wird mir wieder so ... so ... mein Herz ... ich bekomme keine Luft ...“

Das letzte stieß sie in qualvoller Angst heraus, sprang auf, stürzte zu dem geschlossenen Fenster hin, riß beide Flügel auf und lächelte, mit dem Gesicht einer Leiche sich umwendend dem Geliebten zu:

„Gott sei Dank ... das krieg' ich jetzt so oft ... der Arzt sagt, ich muß eine Kur machen.“

Er war auch aufgestanden, war ihr nachgegangen, unsicheren Schrittes, voll tödlicher Angst, der andere könne reinkommen und mit offener Gewalt ein Ende machen.

„Was hast du denn?“ sagte sie, der der geschminkte Mund wie Blut im weißen Antlitz stand, „was ist denn mit dir, Jimmy?“

„Ich ängstige mich ... um dich ... Liebchen!“

„Wir wollen fortgehen ... ja ... raus ... da wird mir bald besser ...“

„Ja, ja ...“

Er eilte, daß nicht Fred doch noch käme.

Der kam nicht. Hatte sich vorgenommen, die Sache durch die Tür zu machen, hatte alles gehört, aber nicht den Spiegel in Marys Hand gesehen; so sagte er sich: sie kommt wieder, Jimmy wird sie schon nicht aus den Fingern lassen.

Nach zehn Minuten kam Jimmy – allein.

„Sie ist so krank geworden, ich hab' sie nach Haus bringen müssen.“

„Meinst du, sie hat was gemerkt?“

„Aber keine Ahnung! Das hat sie schon öfter gehabt, Herzspann, sagt sie, ist es.“

Der Rote rieb mit seiner großen Hand das kantige Kinn:

„Leider nicht genug, um uns die Arbeit abzunehmen ... dumm, wenn sowas nicht beim ersten Male klappt ... würde am liebsten abfahren ... gleich ... aber die hinter uns lassen – nein, es geht nicht ... Also morgen zweiter Akt ... zu dumm! ... was machen wir denn jetzt, gehen frühstücken, was?“

„Wie du willst, Fred ... Hunger hab' ich ja keinen, danach ...“

„Schlappier! Wirklich, du bist ein linker Prinz, Jim!“

Das Telephon klingelte. Der Rote nahm den Hörer:

„Hallo! ... ja ... wie ist der Name? ... jawohl, Mister Scott, ein gutes Geschäft mach' ich immer! sehr gern! ... in zehn Minuten, sagen Sie? ... *well* ... aber nicht länger, bitte! Der Vormittag ist kurz.“

Er wandte sich zu seinem Genossen:

„Ein Mr. Scott ... der uns durch Felderhaus kennt ... ein Geschäft sagt er ... sicher und Bargeld ... na, wir werden ja sehen ... hierbleiben müssen wir doch noch ... auf alle Fälle, bis das Mädchen ...“

Seine große, haarige Kralle machte eine häßliche Bewegung. Und der Komplize, dessen Nerven nicht so fest waren, sah einen weißen, zuckenden Hals und wild in die Luft greifende, mit Brillanten geschmückte Frauenhände.

Er blickte zu dem Roten hin, der ans offene Fenster getreten war, und sah, obwohl jener nur die breiten Schultern, den Stiernacken und darüber den rothaarigen Schädel zeigte, doch das Gesicht des Raubmörders, seine Basiliskenaugen und die tierischen Kiefer, die geformt schienen, das Opfer mit den Zähnen zu zerreißen.

Da graute dem blassen Menschen. Er dachte an ferne Tage, wo eine weinende Mutter seine Hände festhielt und ihn beschwor umzukehren auf dem Wege, den er doch weitergegangen war und der ihn – das fühlte er in dieser Stunde mit klarem Bewußtsein – bald zu einem dunklen Ende führen würde.

Es klingelte.

Fred ging öffnen. Jimmy folgte in banger Ahnung.

Die Treppe stand voller Polizisten.

Der Kommissar hielt den gespannten Browning in der Rechten.

„Ergebt Euch!“

„Was wünschen Sie?“ fragte der Rote scheinheilig. „Das ist wohl eine Verwechslung ...“

Dabei suchte er nach einer schwachen Stelle in der Reihe der Beamten.

Und sprang plötzlich zu. Wie ein Tiger!

Es knallte. Ein paar Mal. Der Blasse lag röchelnd am Boden. Der andere ward überwältigt und gefesselt abgeführt.

Man soll sich nicht verlieben

Die Vorstellung begann eben wieder. Das Licht der großen Kronleuchter verlöscht langsam und mit Ausnahme der kleinen roten Glühbirnchen über den Türen der Notausgänge stand einzig das große, rechteckige Bild der Bühne hellglänzend im dunklen Raum.

Man gab ein französisches Detektivstück. Und der Akt, der zweite, spielte auf einem Landgut des Marquis de Verdi, eines französischen Edelmannes, der in eine Kaltwasserheilanstalt hineingehört hätte, wenn er sich in Wirklichkeit von einem so albernem Gauner derartig einwickeln ließ.

Mortdemavie lächelte voll Verachtung über diese elende Farce von einer Räuberkomödie, die das Publikum offenbar mächtig interessierte. Da kann man sehen, wie dumm der Pöbel ist und wie wenig er von Dingen versteht, die ihn doch, weiß Gott, selbst am allerbittersten treffen! Und gar erst der Verfasser dieses Schauerstücks! Eine schöne Nummer von einem Dramatiker, dessen ganzer Witz darin besteht, die lächerlichsten und veraltetsten Tricks gegen die Trottelhaftigkeit der sogenannten ehrlichen Leute auszuspielen! Wahrhaftig, wenn ein wirklicher Dieb so wenig verstände, wie die Hauptfigur dieses Sensationsschreibers – der müßte bei lebendigem Leibe verhungern!

Mortdemavie – der eigentlich ganz anders hieß, aber stolz war auf diesen Namen, der in seinem Fache und in zwei Erdteilen etwas galt – der lange, blasse und wirklich vornehm aussehende Mensch, lehnte den geschmeidigen Körper in den grauen Plüschfauteuil der Loge und musterte, rechts und links spähend, ihre Insassen. Da waren nur fünf Plätze besetzt: In der zweiten Reihe der seine; in der ersten saß ganz rechts eine alte Dame; neben ihr ein jüngerer Herr, der Ähnlichkeit nach ihr Sohn; und jenseits des schmalen Ganges ein wirklich distinguiertes Kavalier – Mortdemavie verstand sich darauf! – übrigens schon fast weiß; und neben ihm die Dame!

Mortdemavie hatte es heute wie alle Abende gemacht, an denen er „arbeitete“. Er nahm einen Parkettplatz und studierte, zeitig ins Theater kommend, solange es im Zuschauerraum hell war, das Publikum, besonders in den Logen. Denn auf den anderen Plätzen war nicht viel los, er wußte das aus Erfahrung. Er starrte nun durch sein vorzügliches Glas – warum sollte er weniger ungeniert sein als die übrigen Parkettbesucher,

die ihren Rücken der Bühne zudrehen, um nur ja kein hübsches Gesicht da oben auszulassen! Und sowie er eine Frau, die kostbaren Schmuck trug und hinter der einigermaßen freier Platz war, erspäht hatte, begab er sich abermals an die Theaterkasse und verlangte mit der eiligen Geste eines Verspäteten einen Platz in jener Loge, deren Nummer er ja aus dem Theaterplan leicht ersehen konnte.

Der zweite Akt fand ihn dann schon hinter seinem Opfer. Und kaum hatten sich die Logentüren von neuem geöffnet, so war Monsieur Mortdemavie, sein geliebtes Fluchwort stille auf den Lippen, hinaus und sogleich in einem Auto auf dem Wege zum Schärfer.^[57] Er huldigte nämlich der Ansicht, gestohlenen Gut bringe keinen Segen und man müsse sich seiner deshalb sobald als möglich entäußern.

Sehr selten kam es vor, daß sein Geschäft nicht lohnte. Wenn man beinahe zwanzig Jahre in ein und derselben Branche tätig ist! Fünf davon waren allerdings einer unfreiwilligen Muße gewidmet; aber auch in solcher Zeit arbeitet der intelligente Mensch an sich und an der Ausbildung seiner Fähigkeiten. Ja, da lernt man schließlich den Eventof^[58] vom Blitzkeeterling^[59] unterscheiden. Trotzdem war es vorgekommen, daß eine Diamantrivière, die er voller Entzücken zum „scheckigen Lehmann“ brachte, sich als Straß erwies und in mattiertes Silber, statt in Platin gefaßt war! Und dabei hatte das Frauenzimmer ausgesehen wie eine Fürstin. *Bande infame!* Da müht man sich ab, hat Auslagen und arbeitet wie ein Künstler, und dann schmieren sie einen noch an mit solchem Tinnef.

Na, heut hatte er nichts derart zu fürchten! Dieser alte Gentleman mit dem rassigen Profil trug eine Perle am kleinen Finger ... eine Perle ... ah! Mit einem wehmütigen Blick sah Mortdemavie auf dieses Prachtstück, das in dem gedämpft in die Loge hereinschimmernden Bühnenlicht wie eine schöne Träne glänzte, und wandte sich in stummer Resignation – Ringe stehlen ist schwerer als alles andere – der Dame zu.

Oh, es verlohnte sich auch bei ihr. Eine wundervolle Frau, Rasseweib, und im rotlockigen Haar einen süperben Pfeil, der mit Brillanten besetzt war ... tausend Mark gab Lehmann sicher.

Mortdemavie beugte sich vor, wie wenn ihn das Stück maßlos interessiere, hob sein Glas mit beiden Händen und hatte zwei Sekunden später in der Rechten, die schnell wieder in die Tiefe sank, den goldnen, mit blitzenden Steinen besetzten Pfeil!

Die Dame hatte nichts gemerkt. Wie sollte sie auch, – bei ihm konnte man wirklich von einer absolut schmerzlosen Behandlung reden.

Aber wie seine feinen, glatten Fingerspitzen, die er jeden Abend mit einem besonderen französischen Creme einrieb und, in weiches Rehleder gehüllt, zur Ruhe bettete, wie er diese schlanken, fast aristokratischen Finger mit dem flammenden Gelock der höchstens Zwanzigjährigen in Berührung brachte, da flackerte etwas in dem temperamentvollen Mann auf, das ihm für Augenblicke die Luft benahm und das ihn noch eine ganze Weile unruhig und hastig atmen ließ. Nicht um eine Welt hätte er jetzt von hier fortgehen können.

Und nun sah sie sich auch noch um!

Er umfing ihr Gesicht mit einem festen, saugenden Blick seiner dunklen, im Feuer des Begehrens lodernden Augen. Sie sah rasch fort, als fühle sie sich zu eng umfassen von seinen Blicken; aber nach kurzer Zeit änderte sie ihre Stellung ein wenig, stützte den Arm auf das Plüschpolster der Logenbrüstung und zeigte ihr zartes Profil, das er, der an allen Kulturstätten der Welt, auch in den Museen umhergeschlendert war, mit den größten Kunstwerken aller Zeiten verglich.

Zum erstenmal in seinem Leben empfand er etwas wie Reue. Er hatte diese Frau bestohlen! ... sie, die er liebte! ... die schönste, die allerschönste, nach der sein unruhiges, von allen Hemmungen freies Herz sich plötzlich so leidenschaftlich sehnte.

Und es schien, als wolle sie diese Flamme noch anfachen! Ihr Interesse am Stück war offenbar geschwunden. Sie blickte öfter und öfter zu ihm zurück und suchte die düsteren Flammen, die ihr aus dem Dunkel der Loge, über der großen, geraden Nase, dem schwarzen, vollen, seidigen Schnurrbart des Diebes entgegenblitzten.

Auf der Bühne suchte jetzt dieser Talmiverebrecher die Tochter des Marquis mit seinen Phrasen zu betören. Nicht einmal das konnte der Mann! Lächerlich, so spricht doch keiner, wenn er verliebt ist! Ach, wenn er jetzt hätte reden dürfen! Mort-de-ma-vie! ... Wie Brandpfeile hätten seine Worte ihr ins Herz dringen sollen! Und er war keiner aus der Gesellschaft. In einem schmutzigen Hause in Ragatz hatte seine Wiege gestanden. Kellner war er gewesen und noch anderes in den kleinen Schiebercafés in Wien und sonstwo ... Aber man lernt ja! Man sieht alles mögliche und hat offene Ohren. Sind denn die Reichen etwa gebildet?! Bloß mit dem richtig Schreiben, da haperte es bei ihm; sonst hätte er ihr ein Briefchen geschrieben, einen Zettel.

Einen Augenblick hatte er geglaubt, sie wäre *demimonde*. Aber das schob er weit von sich, so bewegen sich die nicht! Keine Idee! Und dann die Eifersucht des alten Kavaliers, der sich soeben gar nicht greisenhaft

herumdrehte. Und trotzdem! ... Der Dieb und der Mann in ihm witterten einen Erfolg.

Sie lehnte lässig gegen die Logenwand, behielt ihre Stellung unverändert und blitzte ab und zu herum zu Mortdemavie, der jede Bewegung ihres schönen Kopfes, jedes Herüberleuchten der blaugrünen Augen mit Leidenschaft auffing.

Ganz wirbelig wurde dem sonst so Gerissenen und Kaltblütigen zu Sinn. Er mußte alle seine Beherrschung aufbieten, um nicht eine ungeschickte Bewegung zu machen und die Glut nicht zu verraten, die ihm das Blut durch alle Adern peitschte.

Aber nein, das ging nicht! Er hatte sie bestohlen und trug den Brillantpfeil in seiner Smokingtasche! Sowie der Akt zu Ende war und es hell wurde, würde ihr Begleiter, der größer war als sie, den Verlust merken! Dann führen sie gewiß nach Hause, und 's konnte auch sein, daß sie Verdacht gegen ihn schöpfen. Wenn er den Brillantpfeil behielt, so mußte er vor dem Aktschluß hinaus, wie immer, wenn er seinen Zug gemacht hatte. Aber er wollte nicht fort! Auf keinen Fall! Er hatte das sichere Gefühl, daß er sich ihr, von deren Schönheit sein ganzes Innere brannte, in irgendeiner Weise nähern können! Das ging nicht, mit ihrem Eigentum in der Tasche! Und selbst wenn's nicht so gefährlich gewesen wäre – es war ihm peinlich. Wenn man eine Frau lieb hat, beschenkt man sie, aber man stiehlt ihr nicht ihre Schmucksachen!

Natürlich, er hätte den Pfeil bloß zu Boden fallen lassen brauchen! Aber das wäre ihm dumm vorgekommen! lächerlich! geradezu ekelhaft wäre das gewesen! Nein, der Brillantpfeil sollte wieder genau an dieselbe Stelle, wo er ihn herausgezogen hatte! Das war er einfach seinem Renommee schuldig! Und er tat es auch ihretwegen! Das gesteigerte Bewußtsein seiner selbst überkam den Dieb wie ein Rausch und machte ihn tollkühn. Und ... und seine Fingerspitzen dürsteten danach, sie verschmachteten nach ihrem Haar, das wie Gold um den herrlichen Kopf da vor ihm flirrte.

Und was hatte er denn schon viel zu riskieren?! Er war ja erst zum zweitenmal in diesem Theater, das, soviel er wußte, kein Greifer heute abend unsicher machte ... Vier-, fünfmal ging er oft in ein und dasselbe, ohne daß die bestohlenen Frauen Lärm schlugen, denen er in der Hauptsache von hinten die feinen goldenen Halskettchen aufschnitt, um dann mit einer geschickten Bewegung die Medaillons und wertvollen Gehänge einzuheimsen.

Sollte er da nicht einen einfachen Haarpfeil wieder an seine Stelle bringen können?

Das Stück gab ihm die Gelegenheit: Der Salonräuber da unten spielte eben einen seiner Tricks aus, indem er einen Polizeikommissar für wahnsinnig erklärte und verhaften ließ.

Das im Alter so ungleiche Paar sah nach vorn. Leise, unmerklich, mit fabelhafter Geschicklichkeit schoben die Finger des Gauners den Brillantpfeil in das duftende Haar der schönen Dame zurück. Aber sei's, daß die vor Zärtlichkeit glühende Hand sich nicht trennen konnte, oder empfanden die Augen der Frau zu schnell wieder Sehnsucht nach dem Hintergrund der Loge, und hatte sie selbst die unbefangene Fühllosigkeit nicht mehr, die zum Gelingen des Diebstahls notwendig war – ein kleiner Schrei flog auf, ein Stuhl kippte und ein Mann war im Sprung aus der Loge, dem der zweite folgte. – – „Halten Sie 'n fest!“ rief der alte Kavalier dem Logenschließer zu, an dem Mordemavie vorbeistürmte. Der Dieb sah seinen Fehler jetzt ein und blieb – zu spät – stehen.

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Schutzmann! Schutzmann!“

Der zweite Logenschließer holte schon den wachhabenden Beamten, mit ihm kam ein Kriminalpolizist.

Dem Taschendieb lag nichts daran, von all' den Zuschauern gesehen und angestarrt zu werden, die bald genug herauskommen würden.

Und sich umblickend biß er die Zähne in die Lippe: ihr süßes, erschrecktes Gesicht staunte im Logenausgang ...

So ließ er sich, voll Scham und Ingrimm über sich selbst, wortlos abführen. Und hörte im gehen den alten Kavalier sagen:

„... Kokettiert wahrhaftig in aller Form mit meiner Frau ... und ist ein ganz gewöhnlicher Taschendieb ... nein sowas! ...“

Anmerkungen

- [1] Pelle = Sommerpaletot.
- [2] Lumpen = Kleider.
- [3] Verschütt gehen = verhaftet werden.
- [4] Padde = Portemonnaie.
- [5] Zocker = Spieler.
- [6] Paddendrucker = Taschendieb.
- [7] Fahrt = Diebstahl.
- [8] Schemen = Spitznamen
- [9] Kneifer = kleines, scherenartiges Instrument, mit dem die Uhr- und Börsenketten abgekniffen werden.
- [10] Plattmölle = Brieftasche.
- [11] Der Gemachte = Der bestohlen ist.
- [12] Kittchen = Gefängnis.
- [13] Rumfutsch = ein Gemenge von gekochten Hülsenfrüchten.
- [14] Blauer Heinrich = Reis in Wasser gekocht.
- [15] Hausstrafen = die von der Gefängnisverwaltung für kleinere Vergehen verhängten Strafen.
- [16] Greifer = Kriminalbeamte.
- [17] Kneisten = scharf hersehen.
- [18] Teilachen = auskneifen.
- [19] Bruch = Not, Bedrängnis.
- [20] Pletze = Plötzensee.
- [21] Die Faulen = Kriminalbeamte.
- [22] Zoddeln = wegnehmen.
- [23] Draht = Geld.
- [24] Alle werden = verhaftet werden.
- [25] Das Handwerk stoßen = bei den Handwerksmeistern ansprechen oder betteln.
- [26] Walze = Wanderschaft.

- [27] Talphen = betteln.
- [28] Zaster = Geld.
- [29] Adam = der Streichriemen der Barbieri.
- [30] Schale = Anzug.
- [31] Zehn Emmchen geschoben = zehn Mark gegeben.
- [32] Die im Hamburger Gefängnis Internierten, die dunkelblaue Anzüge tragen.
- [33] Arbeitshaus.
- [34] Eine große Rechnung machen.
- [35] Bei Nacht gehn.
- [36] Ausdruck für weibliche Homosexuelle von stark männlichem Typus.
- [37] Kriminalschutzleute.
- [38] Razzia.
- [39] Polizei.
- [40] Ins Gefängnis bringen.
- [41] Verbrechen begangen.
- [42] Mark.
- [43] Geht fort.
- [44] Geld.
- [45] Von der Polizei gesucht würde.
- [46] Die Polizei ist bereits lange aufmerksam.
- [47] Verhaftet werden.
- [48] Aufsammeln.
- [49] Zur Hälfte geteilt.
- [50] Hatte einen guten Anzug an.
- [51] Zylinder.
- [52] Furcht.
- [53] Das Verbrecheralbum, in dem sich die Photographien aller einmal Bestraften mit den nötigen Bemerkungen befinden.
- [54] Mark.
- [55] Ausweispapier.

[56] Fortrennen.

[57] Hehler.

[58] Edelstein.

[59] Similibrillantring.

V O N H A N S H Y A N

erschienen ferner:

Im Verlag Dr. Essler & Co. A. G., Berlin SW 68

Feuer fiel vom Himmel. Roman . . . 20. Aufl.

Diabolus. Roman 10. Aufl.

*

Im Rechtswissenschaftlichen Verlag von
Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin W 56

Berliner Gefängnisse. Kriminalstudien . 10. Aufl.

*

Im „Verlag für Sozialwissenschaft“, Berlin SW 68

Verbrechen und Strafen im neuen Deutschland.

Kriminalstudien 10. Aufl.

*

Im Verlag Josef Singer, Leipzig

Die Verführten. Roman 33. Aufl.

Massenmörder. Novellen 19. Aufl.

Hüter der Unschuld. Novellen 14. Aufl.

Auf dem Asphalt. Novellen 15. Aufl.

Auf Leben und Tod. Erinnerungen

deutscher Kriminalisten, Bd. I . . . 1.—10. Tausend

Tiermenschen, Bd. II 1.—10. Tausend

*

Im Kronen-Verlag, Rudolf Mosse, Berlin SW 19

Zwischen Tag und Traum. Roman . . 225. Aufl.

Die Edelstein Sammlung. Roman . . . 150. Aufl.

*

Bei Richard Bong & Co., Berlin W 57

Lehrer Matthesen. Roman 10. Aufl.

Anhang

Wörterklärungen

- Atlas = Satin, Seidengewebe
- Bande infame (frz.) = verfluchte Bande
- Basilisk = ein tödliche Blicke schleuderndes Horrorfabeltier (geflügelte Schlange)
- Beau (frz.) = Stutzer, Geck, Dandy, Schönling (meist abwertender Ausdruck)
- Bonne = Kinderfräulein
- Boudoir (frz.) = Frisier- und Ankleidezimmer einer Dame
- Browning = Selbstladepistole (Name des amerik. Erfinders)
- Budike = kleine, schäbige Kneipe
- Chaiselongue (frz.) = Liegesofa mit Kopflehne
- Chammer = dummer, beschränkter Mensch
- chaussiert (frz.) = beschuht
- Chota [Jota] (span.) = spanischer Tanz
- Cobbler (amerik.-engl.) = Cocktail
- Coeurdame (frz.) = Herzdame, Herzallerliebste
- Dalles = Armut, Geldnot
- demimonde (frz.) = der Halbwelt zugehörig, zwielichtig
- Desseng [Dessin] = Modus operandi (Verbrechensplan, Ausführungsweise)
- Diamantrivière = Collier oder Armband aus aufgereihten, solitär gefaßten Diamanten
- dibbern (berl. Mundart) = schwatzen, ausführlich reden
- distinguert (frz.) = vornehm
- eskamotieren = verschwinden lassen, wegzaubern
- Estrade = stufig etwas erhöhter Bereich des Fußbodens
- Fauteuil (frz.) = Sessel
- Felbel = ein samtartiges Gewebe

- Flatterfahrer = Dachboden-Dieb (urspr.: der dort zum Trocknen aufgehängte Wäsche stiehlt)
- Galgen und Rad auf der Stirn = Verbrechergesicht
- Gilka = Kümellikör
- Glast = strahlender Glanz (poet. Ausdruck)
- gleisnerisch = heuchlerisch
- Gule [Ghul] (pers.-arab.) = böartiger, menschenverschlingender Dämon (vork.: in den Geschichten aus Tausendundeiner Nacht)
- Haspe = beweglicher Haken, an einer im Mauerwerk verankerter Öse
- Hetäre = Edelprostituierte
- Jöhre, Jehren [Göre, Gören] (berl. Mundart) = Mädchen, kleines Kind, Kinder
- Jupon = Unterrock
- kabbeln (berl. Mundart) = sich streiten, zanken
- kabore legen = verstecken
- Kaltwasserheilanstalt = damals übliche Behandlungsmethode in der Psychiatrie; gemeint ist hier damit also wohl, die Bühnenfigur sei irre und schwachsinnig
- Kandel = Richtscheit, Lineal
- Kelim = orientalischer Teppich, Wandteppich
- Kientoppmeester (berl. Mundart) = Kameramann (von: Kintopp = Kinematograph, Kino)
- Kokotte = Dirne, Halbweltdame
- Kommiss = Handlungsgehilfe (oft abwertend für unterste Stufe des Verkaufspersonals eines Ladengeschäfts ohne Kompetenz und Sachkenntnis)
- Konzilium [Konsilium] = Beratung
- Koofmich (berl. Mundart) = Kaufmann, Gemischtwarenladen
- Lappen = Banknote (blauer Lappen: Hundert-, brauner: Tausendmarkschein)
- Lavallier [Lavalière] = lockere Seidenschleife
- lombardieren = beleihen, verpfänden
- Margell (litauisch, ostpreußisch) = Mädchen
- Masematten = Einbruchsdiebstahl
- Matinee = hier: Morgenkleid

- medisieren = schmähen, lästern
- Meechen (berl. Mundart) = Mädchen
- Mischpoche [Mischpoke] = Diebesgesellschaft, Verbrecherbande; Familie, Sippe, Verwandtschaft
- Monument (berl. Mundart) = Moment (absichtliche Wortvertauschung, Sprachwitz d. berl. Mundart)
- Mort de ma vie! (frz.) = ein unübersetzt früher sehr gebräuchlicher französischer Bekräftigungsfluch, der zugleich Ungeduld ausdrückt; etwa der Bedeutung: „Zum Henker!“ oder: „Da will ich tot umfallen!“. So schon vorkommend bei Shakespeare und Schiller (wörtl.: Tod meines Lebens)
- Nationale = Stammrolle, Personalien, Vorstrafenregister (veralteter Ausdruck)
- Pantinen = (Holz-)Pantoffel, Latschen (oft bildl. in berl. Redewendungen)
- Perron = Plattform, Bahnsteig; hier: offene Einstiegs-Plattform an den Stirnseiten eines Straßenbahnwagens
- Plastron = breiter Schlips; Vorhemd
- Pleureuse (frz.) = herabfallende Straußenfeder auf Damenhüten
- Pompadour (frz.) = Strickbeutel, Handtäschchen
- Ponim = Gesicht
- Portiere = Türvorhang
- Posamenten = textile Besatzartikel (Borten, Litzen, Quasten, Tressen etc.)
- Posto fassen (militär.) = (Beobachtungs-)Stellung einnehmen
- präpeln (berl. Mundart) = essen
- Produktenkeller = Lebensmittelladen im Souterrain
- Psiakrew! (poln.) = verdammt!, Donnerwetter! (Ausruf)
- Rara avis (lat.) = Seltener Vogel (etwas sehr seltenes, kostbares), Zigarrenmarke der Berliner Fa. Loeser & Wolff
- Rentier, Rentiere = jemand, der von den Erträgen seines Vermögens lebt; Vermieter
- retireh [retiré] (frz.) = zurückgezogen, im Hintergrund
- Rumfutsch [Rumfordsuppe] = billiger Eintopf aus Erbsen und Graupen, nach dem Erfinder Reichsgraf Rumford (dt. Titel des Physikers Benjamin Thompson)

- Scheeselonk = s. Chaiselongue (berl. Aussprache)
- Sämischleder = weiches Leder
- Sammet = Samt (poet. Ausdruck)
- Schlemminer [Schlemihl] = Unglücksmensch, ungeschickter Mensch, Einfaltspinsel
- schnudlig [schnuddelich] (berl. Mundart) = hübsch, nett, niedlich, liebenswert
- schwiemeln = zechen, sich einen Rausch antrinken
- Sechsa [Sechser] (berl. Mundart) = Fünfpfennigstück, Halbgroschen (urspr.: beibehaltene Bezeichnung aus der Zeit des Groschens zu 12 Pfennigen, vor Einführung der Mark)
- Servante = Anrichte, halbhoher Nebentisch für die Bereitstellung von Speisen und Getränken
- Slinx [Slinks] = (ostasiatische) Lammfelle
- Smyrna = Teppich (türk. Stadt)
- Spitzeninterdeux [entre-deux] (frz.) = Spitzeneinsatz, Spitzenbrücke (bei Wäschestücken, Blusen, Dessous etc.)
- Sprenkel = Vogelstellerschlinge
- Straß = billiges Edelsteinimitat aus Bleiglas
- Sublimat = Quecksilberchlorid, Desinfektionsmittel (stark giftig)
- Summs (berl. Mundart) = belangloser Wortschwall, Gedöns um Lappalien
- süperb [superbe] (frz.) = vorzüglich, prächtig
- Talmi = unechter Glanz, Edelmetallimitat
- Theater parah [Théâtre paré] (frz.) = öffentliche Galavorstellung, deren Plätze aber teilweise für das Herrscherhaus reserviert sind; Einlaß für Publikum nur mit hoffähiger Abendgarderobe
- Thoug [Thug] (engl.)Schlägertyp, Gewaltverbrecher
- Tinnef = Kot, Dreck; unedle Metalle
- Tintenproppen (berl. Mundart) = Zylinder (bildl. v.: Tintenfaß-Stöpsel)
- Traillen = parallele solide Metallstäbe (hier: Schatten des Fenstergitters)
- Valse chaloupée = leidenschaftlicher Variété-Tanz des Pariser Rotlichtmilieus (urspr.: Revuenummer im Moulin Rouge nach Jacques Offenbach); sog. Apachentanz („Apachen“ = Eigenbezeichnung d. Pariser Unterwelt)

- Venus vulgivaga (lat.) = Freudenmädchen (urspr.: herumstreunende Venus, herabsetzender Beiname der altröm. Liebesgöttin)
- Vizewirt = Hauswart
- Voile (frz.) = Schleierstoff, durchsichtiges Gewebe

Zu diesem eBook

Die *Anmerkungen* sind die Fußnoten des Autors aus der gedruckten Buchausgabe.

Hier im Anhang hat der Hrsg. dieses eBooks noch einige zusätzliche *Wörterklärungen* beigelegt. Dort ist in eckigen Klammern ggf. auch die gebräuchlichere (oder eine alternative) Schreibweise angegeben, was sprachlich Interessierten die eigene Recherche wohl sehr erleichtern wird. – Hans Hyan schreibt fremdsprachliche Ausdrücke ja bisweilen nach der dt. - oder berl. Aussprache.

Dieses eBook wurde nach der 1924 im Verlag Dr. Eysler & Co. A.-G., Berlin SW 68, erschienen Erstausgabe exklusiv für die **Edition Zulu-Ebooks.com** original erstellt von A.B. im August 2020.

* * *

Für Freunde des alten Berliner Großstadtflairs sind Hyans meisterliche Dialogszenen, in denen er seine „Galgenvögel“ so zwitschern läßt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, wieder ein echter Leckerbissen ...

Viel Spaß bei der Lektüre!

* * *